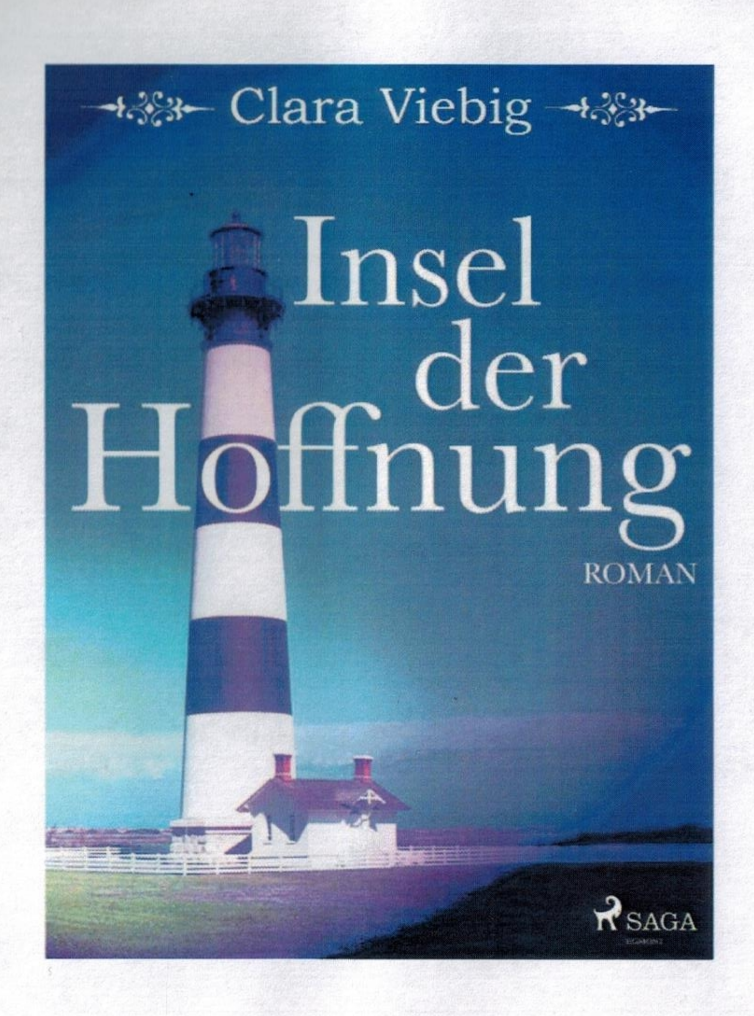

Clara Viebig
Insel der Hoffnung
ROMAN
SAGA

Clara Viebig

Insel der Hoffnung

Saga

Insel der Hoffnung

ISBN: 9788711466940

1. Ebook-Auflage, 2019
Format: EPUB 2.0

SAGA Egmont www.saga-books.com und Lindhardt og Ringhof www.lrforlag.dk – a part of Egmont www.egmont.com

Erster Teil

1. Kapitel

Major von Pfahl lachte nur mehr selten, und wenn er einmal lachte, so war es kein Lachen, das wohltat, ihm nicht, seiner Frau nicht und auch dem langen Jungen, seinem Sohn nicht. Es war Hans-Joachim am liebsten, wenn er seinem Vater ausreichen konnte. Der fand immer zu tadeln: „Halte dich besser! Aufrecht! Kopf hoch, Brust raus! Im Turnen auch miserabel — kein Elan, kein Schwung. Niemals kämst du nur mit einem Handaufstützen in den Sattel."

Die Mutter fand nicht, dass Hans-Joachim schlecht turnte; da der Turnplatz öffentlich war, hatte sie auch einmal von fern zugesehen. Von all den jungen schlanken Turnern gefiel er ihr am besten. Welchen Schwung hatte er am Reck, die grosse Welle war ihm ein Garnichts. Und beim Springen! Vier Schüler stellten sich nebeneinander, die Rücken gebeugt, er nahm keinen Anlauf, er sprang aus dem Stand über sie weg. Ach, ihr schöner frischer Junge! Sie sah oft voll stumm besorgter Zärtlichkeit in sein Gesicht; es war ihr manches Mal, als hätten sie ihm etwas abzubitten, sie und ihr Mann. Denn dem Major von Pfahl, einstmals im Kadettenkorps erzogen, erschien solche Erziehung als die einzig erspriessliche und zum Mann machende; er empfand es wie einen unersetzlichen Verlust, dass sein Sohn die nun nicht haben konnte. Aber Krieg verloren, Deutschland Republik — alles verloren — er selber verabschiedet ohne höhere Charge. Ein paar Orden, die jetzt nichts mehr bedeuteten, und eine Pension, die knapp war. Die Reichswehr hätte ihn vielleicht übernommen: tüchtiger Offizier, noch nicht zu alt. Aber er würde doch nicht in eine Armee eintreten, die den Treueid nicht mehr dem angestammten Herrscherhaus leistete — einem Haufen von Revolutionären, niemals! Grollend zog er sich in Untätigkeit zurück.

Mochte seine Frau zusehen, wie sie mit dem, was er ihr wöchentlich gab, auskam. Von dem, was er für sich zurückbehielt, sparte er: erstens für eine standesgemässe Beisetzung mit allem Drum-und-Dran, und zweitens für seinen Sohn. Wenigstens ein untergeordneter Kommis sollte der nicht zu werden brauchen. Er bemühte sich, dem Jungen immer wieder und wieder klarzumachen und zu beweisen, wie unhaltbar die jetzige Neuordnung der Republik sei. Er verlor sich dabei in bittere Ausfälle und verdüsterte Grübeleien und bemerkte weder die verlegene Miene und die unruhigen Blicke seiner Frau, noch die gesenkte Kopfhaltung und die Stummheit des Sohnes.

Mag er sich nur einmal recht ausschimpfen, dachte Hans-Joachim. Von seinem Standpunkt aus mochte der Vater in manchem recht haben, aber es war nicht angenehm, das mit anzuhören, es bedrückte. Und eigentlich ging einem selber auch die Lust an allem dabei verloren. Er warf unter gesenkten Lidern einen Blick nach der Mutter hin: auch sie sah bedrückt aus und schwieg.

Gertrud von Pfahl hatte früher eine strahlende Blondheit gehabt und eine glatte Stirn. Als sie den Mann ihrer Liebe endlich heiraten konnte — sie hatten warten müssen — war sie so glücklich gewesen, dass sie glaubte, ihr Glück kaum tragen zu können. Es dünkte sie wie eine starke Festung gegen all das, was das Leben etwa bringen könnte an Feindlichen. Die Festung war gefallen, ein einziges Fort nur noch übrig — der Sohn. Sie hätte oft manches anders für ihn gewünscht: mehr Selbständigkeit, eigenes Bestimmungsrecht, den Hausschlüssel, Theaterbesuch, Freiheit an Freuden der Jugend, wie Ruderverein, Schülerklub, Tanzstunde. Aber ihr Mann sagte stets: „Allotria" oder: „Es kostet zuviel." Zeigte Hans-Joachim es nur nicht, oder vermisste er es wirklich nicht? Die Mutter war sich darüber nicht klar. Sie selber hatte eine heitere Jugend gehabt, aber da sie ihm eine solche jetzt doch nicht schaffen konnte, hielt sie es für am besten, nicht weiter zu fragen. Einziges Kind, einziger Sohn, das ist immer schwer.



Wenn es nach ihr gegangen wäre, sie hätten mehr Kinder gehabt — Kinder, zwei, drei, vier, fünf — aber nun war es ja gut, dass sie nur diesen einzigen hatten. Nun langte die Pension, aber knapp, denn uach sie hielt vom Wochengeld zurück: Groschen, wenn es hoch kam eine Mark. Sie sparte am Essen, sparte an der eigenen Kleidung, sparte für den Sohn. Wenn er das Abiturium hinter sich hatte, dann sollte er davon einen richtigen lustigen Kneipabend haben mit Bierzeitung und allem, was dazugehört: Zigaretten in Menge, belegte Butterbrote in Massen, ein ganzes Fässchen Bier, und war das leer, noch ein zweites. Einmal, ehe er in die Welt ging, sollte er das haben, was andere Abiturienten auch haben: einen sorglos genossenen Abend und — ein fröhliches Elternhaus.

Dann würde sie sich drüben aus der Rosenvilla Frau Frieda Seehoff zu Hilfe holen, die verstand es ausgezeichnet, Geselligkeit zu arrangieren und Frohsinn um sich zu verbreiten. „Ihr Herr Gemahl tut mir immer so leid", sagte Frau Frieda Seehoff, wenn die Majorin bei ihr am Kaffeetisch sass. „Ein so stattlicher Mann! Es muss schrecklich für ihn sein, noch in der Vollkraft und sich dann brachgelegt zu sehen. Ich könnte das gar nicht aushalten."

Ich kann es auch nicht, dachte die Offiziersfrau, aber ich muss ja. Und mit einem tapfern Lächeln sagte sie: „Oh, es ist nicht so schlimm. Er teilt eben das Los aller vom alten Regime. Und dann hat er ja auch noch viele andere Interessen."

Was ist die Majorin doch für eine guterzogene Frau, dachte die andere. An die vielseitigen anderen Interessen des Majors glaubte sie keinen Augenblick.

Die Einladungen zu Frau Seehoff, die ein sehr gastfreies Haus hatte, waren Gertrud von Pfahl eigentlich immer schwer. Und doch ging sie hin. Die Räume drüben so hübsch, so hell — sie hatte kein einziges so behagliches Zimmer — und der Kuchen gut, der Kaffee stark und sogar Schlagsahne dazu.

Major von Pfahl liebte diese Einladungen noch viel weniger, Gertrud kam jedesmal so gedrückt zurück, dass selbst er es merkte. Er ging dann um den Tisch herum, auf dem zum Abendbrot schon die Teekanne stand, das bisschen Aufschnitt, etwas Brot und Butter, und küsste seine Frau auf die Stirn. Es war das wie eine Entschuldigung, dass er es ihr nicht so schön, nicht so reichlich, nicht so gutschmeckend bieten konnte, wie die da drüben. Der Ärger fasste ihn: „Eine alberne Person!"

„Gar nicht", verteidigte die Frau. „Ich wünschte, ich könnte so sein wie die Seehoff: liebenswürdig, immer bei Laune, und heiter."

„Lässt sich gut heiter sein, wenn man einen Bruder über See hat, der ein Warenhaus besitzt, das Millionen einbringt." Er zuckte die Achseln. „Er nimmt ihr jede Existenzsorge ab."

„Dafür erzieht sie ihm ja auch seine Tochter, und das ist gar nicht so leicht. Ein merkwürdiges Kind, nicht wie andere Kinder." Und mit dem Instinkt der Mutter sagte Frau von Pfahl noch: „Ob das Mädchen Heimweh hat? Die Seehoff ist übrigens reizend zu ihr."

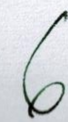
„Wird sich hüten, nicht reizend zu sein. Dann nimmt er ihr das Mädel einfach weg, und die Goldquelle versiegt." Und als gerade jetzt der Sohn ins Zimmer trat, fuhr er den an: „Warum nicht pünktlicher? Wo warst du?"

Keine Antwort.

„Na ja, weiss schon, ihr seid ja beide wie nach drüben gebannt. Dolores, Ines, Juanita — oder wie heisst die grüne Jöre?"

„Louisa", sagte der junge Mensch und setzte sich. —

So viel, wie der Vater glaubte, lag ihm gar nicht daran, herüberzugehen, er konnte es ebensogut lassen. Aus Louisa selbst machte er sich überhaupt nichts. Sie hatte nur ein gewisses Interesse für ihn, weil sie aus Cochabamba stammte. Bolivien, unbekanntes Land! Die Hauptstadt La Paz, die höchstgelegene Stadt der Erde, höher als das Jungfraujoch in der Schweiz. Und Zuckerrohr, Reis, Kaffee, Bananen und Orangen, alle Wunderernten der Tropen im Tal. Und Gold, Kupfer, Silber und Zinn in den Bergen. Und Indianer, die bemalten Rothäute seiner Kindheit, mit denen er auf den Kriegspfad geschlichen war, die gab es heute leibhaftig noch da. Aber sie hatten die Friedenspfeife



geraucht mit dem weissen Mann, sie arbeiteten, lebten und liebten da. — ein Land der Wunder! Wenn Louisa nur mehr davon erzählen könnte! Schade, sie war noch zu klein gewesen, als sie dort fortkam.

Was wusste sie von jenem Wunderland und von jenen Kordilleren, deren Gipfel bis in die Wolken reichten. Eine starrende Mauer himmelhoher, drohender Berge trennte jenes Zauberland vom Ozean, vom Hafen Antofagasta. Man musste ein starkes Maultier besteigen, nur die Mulas klettern noch da, wo die Alpakas letzte Grashalme rupfen und die Lamas scheu fliehen, wo die Kondore kreischen und nur darauf warten, dass Maultier und Reiter schwindelnd abstürzen vom kaum fussbreiten Felsensteig. Ausgebrannte Vulkane mit ewigem Schnee auf dem Haupt, Sümpfe und Salzseen auf der Hochfläche der Puna, undurchdringliche Urwälder im Gebiet des Rio Grande. Von all dem wusste sie nichts, im Kinderschlaf, vom Arm des Vaters gehalten, hatte sie alles verträumt.

Señor Riccardo hatte sie vor neun Jahren, als sie erst fünf Jahre alt war, herübergebracht, um sie seiner Schwester zu übergeben. Ein deutsches Mädchen sollte seine Tochter werden, nur in Deutschland verstand man ja richtig zu erziehen: „Gebildet, fleissig und häuslich. Ich weiss Bildung zu schätzen — gerade drüben, wo sie nicht so ganz selbstverständlich ist wie hier in Deutschland. Ich bitte dich, tu dein Bestes, Friedel, lass ihr den besten Unterricht geben." —

Aber, so jung Louisa damals auch gewesen war, sie erinnerte sich noch. Wenn sie nachts in ihrem Bette lag, oftmals nicht schlafen konnte, dann hörte sie eine Stimme. So hatte noch keiner zu ihr gesprochen — „Mein Töchterchen, mein kleiner Liebling, wirst du mich auch niemals vergessen? Wirst du deinen armen Papa, der sich so sehr nach dir sehnen wird, auch immer lieb behalten? Und wenn er dich dann eines Tages wieder zu sich herüberholen kann, wenn du schön und klug geworden bist, eine grosse Tochter, die ihm das Haus führt, so wie man es in Deutschland tut, dann schenke ich dir ein munteres Pferdchen, auf dem reitest du neben mir her, wenn ich hinauf in die Berge muss — du kennst kein Bangen, mein Weg ist dein Weg, und dein Weg ist mein Weg. Wir zwei allein, wir zwei sind immer zusammen."

Oh, wie gern sie das wollte, immer mit ihm zusammen sein, nur mit ihm allein! Dann würde sie nicht mehr weinen, wie hier so oft. Wenn Tante Friedel es merkte, schalt die, die verstand es ja nicht, weswegen. Die sagte dann gleich etwas von ‚verdrossen und ungezogen'. Ach, sie war doch nicht ungezogen und auch nicht verdrossen, sie fühlte sich nur fremd hier, niemals zu Hause. Ohne Heimat — das ist schrecklich! Tante Friedel lachte sie freilich aus, nannte sie übers spannt — Flausen, kindische Ängste. „Ohne Heimat, lächerlich! Du hast mich doch!" Dann konnte sie doch nicht erwidern: „Ich habe nichts von dir. Du bist du, und ich bin ich."

„Ach, wenn ich doch einen Freund hätte!" Und unwillkürlich, ohne viel zu suchen — er wohnte ja so nah — glitten des Mädchens Wünsche zu Hans-Joachim hinüber. Aber ach, er machte sich ja nichts aus ihr! Das fühlte sie, wohl, und das vergrösserte noch ihre Sehnsucht: fort von hier, fort nach drüben, nach Cochabamba! Heimat, Heimat! Sie krankte an einem Heimweh, das doch kein richtiges Heimweh war, denn die Heimat war ihr ja auch fremd.

2. Kapitel

Nun hatte Louisa einen Freund — Hans-Joachim von Pfahl.

Mit einer Plötzlichkeit, deren Warum er sich nicht klar machte, war die Beziehung zu Louisa gekommen. Liebte er dieses Mädchen denn? Dass sie ihn liebte, das war klar. Sie hing ihm am Halse, bei jedem Abschied küsste sie ihn, dass ihm dies Küssen fast lästig war. Denn er hätte zu ihr nicht anders sein können wie zu einer Schwester — sie war ja erst vierzehn! Aber trotzdem war es herrlich, mit ihr zusammen zu sein. Aus der Eintönigkeit seines dunklen Parterres zu ihr herübergeschlichen, hing er sich mit aller Sehnsucht einer Jugend, die zu verkümmern drohte, mit aller Kraft seiner Phantasie an ihre Phantasie. Zuweilen kamen ihm Zweifel: war es auch wirklich alles wahr, was sie da erzählte? Hatte sie vielleicht schon die Begabung einer Dichterin und erfand sich etwas? Wenn er das zu ihr sagte, weinte sie und war gekränkt, Dann beeilte er sich, sie zu versöhnen, denn wenn er seine kleine Freundin nicht mehr hätte, würde ihm viel, sehr viel fehlen — alles. Und es war doch auch in seiner Freundschaft so etwas von Liebe. Dazu kam die Heimlichkeit. Heimlichkeit hätte gar nicht nötig getan, sie fanden oft genug Gelegenheit, sich zu sprechen. Doch so heimlich die Stunden zu stehlen, das war ja gerade besonders schön. Wenn er zum Fenster seines Zimmerchens heraussprang, dann lange geduckt stand, spähend, ob auch niemand um den Weg war, und dann herüberschoss, wo auch sie geduckt hinter den Rosen stand, den Finger an den Lippen, so war das ein romantisches Abenteuer. Sie hatten ihren Zufluchtsort, ihr Buen retiro, in einem verwahrlosten Gartenhäuschen; nur altes Gartengerät und Gerümpel wurde da untergestellt, sie wurden nie gestört. Sie hatten den Laden vor dem kleinen Fenster zugemacht, sassen im dämmernden Zwielicht. Er sass auf einer alten Kiste, sie hockte vor ihm auf den Fersen. „So sitzen die Indianerweiber bei uns“, sagte sie und sah von unten zu ihm auf mit ihren ganz schwarz erscheinenden, undurchdringlichen Augen.

Sie erzählten sich wieder von dem, was sie so beschäftigte, dass nichts anderes dagegen in Betracht kam. Sie war nicht mehr allein die, die sich etwas zusammenphantasierte von einem Lande, das ein Paradies war und das sie eigentlich doch kaum kannte, auch er, angesteckt von ihrer Begeisterung, war voll fiebernder Sehnsucht. Bolivien — Cochabamba! Und wenn es doch dort vielleicht auch nicht ganz so sein sollte wie in seinen kühnen Träumen, tausendmal schöner war's doch dort und tausendmal besser als hier. Sie klagten sich gegenseitig ihr Leid. Er sehnte sich fort von einem Vater, bei dem sein Zuhause nichts als Bedrückung war; in einem dumpfen Gefühl der Auflehnung gegen die väterliche Autorität übersah er die Liebe der Mutter. Und was Hans-Joachim noch niemandem gesagt hatte, seiner Mutter nicht, keinem seiner Altersgenossen, was er sich selbst noch nicht eingestanden hatte in mancher Stunde, in der er mit sich rang, um eine Empörung gegen den Vater loszuwerden, die fast Hass werden wollte, das sagte er jetzt seiner Freundin. Sie klagten sich gegenseitig ihr Leid; es wuchs dadurch und wurde fast unerträglich, indem sie sich's klagten.

„Ich habe schon einmal daran gedacht, Schluss zu machen“, sagte er ganz leise.

Entsetzt fuhr sie auf, warf sich an seinen Hals, ihn umklammernd: „O nein, nein, das darfst du nicht!“

„Aber Louisa, doch so nicht!“ Er löste ihre Arme von seinem Hals. „Sei ruhig, Kind! Fortlaufen wollte ich. Ich hab's satt zu Hause.“

„Ach ja, wir wollen allem entfliehen“, sagte Louisa. — —

Sie gingen weit miteinander in die Felder hinaus. Noch waren die kahl, kein Hälmchen jungen Grases zeigte sich, nur die Wintersaat stand hartgrün, von ein wenig vermehtem Schnee bedeckt, und fror. Auch Louisa fror.



„Ich habe mir noch keinen neuen Mantel gekauft“, sagte sie und zitterte. „Mein Vater hat mir zwar Geld geschickt, ich hatte ihn darum gebeten; ich will es aber nicht für den warmen Mantel, ich hebe es auf. Wir brauchen Geld, wenn wir fort wollen. Ich muss tüchtig sparen. Fort lassen sie uns ja gutwillig nicht.“ Sie hatte ja auch schon lange mit dem Gedanken gespielt und nun sich alles ausgedacht, wie sie es machen wollten. Bis Hamburg kamen sie jedenfalls, das Geld reichte auch da noch eine Weile. Sie telegraphierte aber von dort dann gleich an den Vater: „Überweise mir Reisegeld Hamburg —“ Genaue Adresse konnte sie da erst angeben. Und dann fuhren sie mit dem nächsten Dampfer nach Antofagasta. Zwischendeck, nicht erste Kajüte; dann reichte es auch für zwei.

Nun überlegten sie gemeinsam: bis Hamburg würden sie wandern, fuhren dazwischen auch streckenweise, gerade wie es sich am besten machte, um rasch und ungesehen vorwärtszukommen. Auf alle Fälle mussten sie bemüht sein, ihre Spur zu vermischen. In Hamburg war es dann so leicht zu verschwinden, Hamburg so gross, die Hafengegend voller Schlupfwinkel, da fand sie kein Mensch. Und so rasch wie möglich gingen sie dann aufs Schiff. Südamerikadampfer fuhren immerwährend, den ersten nach Valparaiso nahmen sie; von da nach Antofagasta, dem Hafen für Cochabamba, zu kommen, war's eine Kleinigkeit. Nur der Tag, an dem sie fort wollten, stand noch nicht fest.

Zur Zeit lag Schnee und alles war noch zugefroren. Im Winter war es leider zu schwierig, sie mussten noch warten, erst mussten die Tage wenigstens länger und die Nächte kürzer sein, und wärmer, wärmer. Erst musste es Frühling werden.“

„Und dann —“, Hans-Joachim sagte es nachdenklich, und er war bleich, als er es sagte — „dann müssen wir doch erst einen Anlass haben, einen schwerwiegenden, unwiderleglichen Anlass, der uns einfach zwingt, alles hinter uns zu lassen.“

Alles hinter sich lassen?! Was liess Louisa zurück? Nichts. Aber Hans-Joachim verliess eine Mutter. Und dieser Gedanke presste ihm zuweilen Tränen aus, wenn er sich in der Nacht ruhelos warf. Er schlief schlecht; aber seine Träume waren noch schlechter, er schreckte oft aus ihnen auf über den eignen lauten Schrei. — — —

Das Umherwandern draussen hatte sich nun doch den ganzen Winter über nicht mehr durchführen lassen. Schon mehr als einmal war ihnen jemand begegnet und hatte ihnen verwundert nachgesehen: was suchte das junge Pärchen draussen bei solch einem Wetter, das man lieber im Zimmer abwartete? Was liefen die zwei auf Wegen, tief hinten im Park, wo das gefallene Laub fusshoch lag, oder gar weit draussen in der Öde der Felder, wo der Wind pfiff? Sie fielen auf. Und auch dunkle Abendstunden würden sie nicht mehr schützen vor neugierigen Blicken. Da kam Louisa auf den Gedanken, ihn einzulassen, wenn die Tante im Theater oder in Gesellschaft war und ihr Ausgehen auch von der Köchin gern benutzt wurde. Sie redete der vielleicht noch pflichtbewusst Zögernden eifrig zu: warum denn nicht gehen? Sie selber legte sich ja zu Bett, zog die Decke über die Ohren und würde gleich einschlafen. Wovor sollte sie sich denn fürchten? Aber kaum war das Mädchen fort, so öffnete sie das Fenster; ihr leiser Pfiff drang in die Nacht hinaus, ihm antwortete ein anderer, und bald darauf kletterte Hans-Joachim über die Pforte. Sie führte ihn ins warme Zimmer, er war ganz verklammt, schon lange hatte er draussen stehen müssen. Sie freute sich bedenkenlos, sie hatten ja nun zwei Stunden vor sich, noch mehr. Aber er kam zu keiner inneren Ruhe, schon nach einer Stunde ging er wieder, schlich fort, schwer beladen mit der Angst: komme ich auch wieder ungesehen und ungehört in meine Stube? Nicht die Angst vorm Vater allein war es, die ritterliche Angst um Louisa war viel grösser. Zehnmal sagte er ihr: „Es ist besser, ich komme nicht mehr.“ — — —

Hatte das Mädchen sie verraten? Oder warum war die Tante früher nach Hause gekommen? Die musste leise gegangen sein, plötzlich stand sie in der Stubentür.

Das junge Mädchen sass im Sofa, der junge Mann in einem Sessel, sie waren sich nicht verfänglich nah, und doch war Hans-Joachim so entsetzt, dass er kein Wort hervorbringen konnte, nur aufsprang und einen Kratzfuss scharrte.

Es war für die Erfahrene genug gewesen: dies konnte sie denn doch nicht länger geschehen lassen. Sie wartete ab, bis sie den Major zu seiner täglichen Promenade fortgehen sah, und dann ging sie hinüber, um doch lieber erst einmal mit der Majorin allein zu sprechen. Wäre Frau Frieda Seehoff selber Mutter gewesen, so wäre sie vielleicht noch schonsamer vorgegangen, sie bekam selber einen Schrecken über den Schreck, den die arme Mutter bekam.

Frau von Pfahl verlor alle Farbe, sie zitterte: „Wenn das mein Mann erfährt, o Gott, wenn das mein Mann erfährt! Er schlägt den Jungen — o mein Gott!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nun war der Anlass gekommen, der sie unwiderruflich forttrieb. Jetzt war der Tag da — der Tag? Nein, die Nacht. Der junge Mensch, der ein paar Sachen hastig in seinen Rucksack warf, murmelte zwischen den Zähnen: „Ihr habt's ja nicht anders gewollt." Kein schmerzlicher Gedanke an seine Mutter war mehr in ihm, nur Hass, Empörung, wilde Empörung gegen seinen Vater. Der hatte ihn in seiner Ehre gekränkt, ihn beleidigt, hatte ihn, der demnächst Primaner wurde, gezüchtigt wie einen dummen Jungen. Gewiss, es war unpassend gewesen, zumindesten ungewöhnlich, bei nachtschlafender Zeit in anderer Leute Wohnung bei einem jungen Mädchen zu sitzen — aber was war denn Unrechtes geschehen? Nichts, gar nichts.

Er kramte hastig in seinen paar Sachen: Papiere, halt, ihn ausweisende Papiere, die würde er wohl auch haben müssen! Er hatte keine. Nur den Konfirmationsschein. Die Mutter hatte den mit einem gestickten Rähmchen versehen und ihm übers Bett gehängt; er brach ihn aus der Umrahmung, besser als nichts. Auch seine Schulzeugnisse waren da, er steckte sie ein. Das würde wohl genügen, sich auszuweisen. Lächerlich, geradezu lächerlich kam ihm das vor. Er sah sich mit verwirrten Augen um: wie schrecklich war dies alles, wie schrecklich! Er hatte diese Stube mit ihren Kerkerwänden immer verabscheut, nun kam es ihm entsetzlich vor, sie verlassen zu müssen.

Einen Revolver! Wenn er nur einen Revolver hätte! Man musste doch irgendeine Schutzwaffe haben, wenn es galt, sich zu verteidigen. Und wer weiss, ob er sich nicht verteidigen musste, sich und Louisa gegen Landstreicher, Diebe, Mörder, gegen all das Gesindel, das auf der Strasse herumlief. Hatte der Vater nicht eine Schutzwaffe? Ja, einen alten Armeerevolver; er lag in dem Schreibtisch, der im Esszimmer stand. Linke Seite, unteres Schubfach.

Ob der Schlüssel steckte? Schon war er drüben. Er war auf Strümpfen geschlichen, er hatte Glück. Die Eltern waren im Bett, er hörte ihre Stimmen im Schlafzimmer. Es interessierte ihn nicht, was sie sprachen. Die flehende Stimme der Mutter machte keinen Eindruck auf ihn, er hörte nur das Pulsen des eigenen Blutes. Er steckte den Schlüssel ins untere linke Schubfach — da war der Revolver — da auch ein Schächtelchen mit Munition. Er nahm beides. In wilder Freude schlich er dann in sein Zimmer zurück: nun konnte ihm keiner mehr etwas antun! —

Zu gleicher Stunde packte drüben Louisa. Sie war ein Mädchen, sie packte mit mehr Bedacht. Ein wenig Wäsche, Kamm, Seife, Bürste und ein Spiegelchen, aus dem ihr bleiches Gesicht mit den übernächtigen Augen sie jetzt seltsam ansah. Hatte sie Geld genommen, war sie jetzt eine Diebin? Sie lächelte trotz aller Verstörung: nein, o nein, es war ja ihr eigenes Geld, das Geld ihres Vaters, das er gerade gestern an die Tante geschickt hatte, die Pension für ein Vierteljahr und Geld für alle Ausgaben. In überall geltenden guten Dollars. Viel Geld! Aber sie hatten ja auch Geld nötig. Triumphierend steckte sie es in ein Täschchen und barg das in den kleinen Handkoffer, den sie mitnehmen wollte. Leichtes Gepäck, und doch war ihre ganze Zukunft darin.

Sie hörte einen leisen Pfiff wie den unheimlich klagenden Ruf des Käuzchens — so pfiff das zuweilen in der einsamsten Nacht — aber jetzt war er es. Er! Sie kletterte aus dem Fenster, rutschte an einem Baum herab, der unter dem Fenster ihres Zimmers im ersten Stockwerk stand. Es ging ganz gut und ganz rasch. Sie kletterte über den Zaun,

die entblätterten Rosenranken suchten sie festzuhalten, aber sie riss sich los. Sie lachte,
sie stand auf der Strasse.

3. Kapitel

Der vorsitzende Richter mit klugen Augen in einem schon müden, aber jetzt gespannt aufmerksamen Gesicht fixierte ihn beständig: „Von Pfahl" — er sagte nicht Angeklagter — „also Sie bleiben dabei, dass Sie keine Ahnung davon gehabt haben, dass die Louisa Bender sich erschiessen wollte?"

„Ja."

„Sie merkten keine Absicht? Sie bemerkten auch! vorher niemals an ihr eine Exaltation, die sich bis zum Selbstmord steigern könnte?"

„Keine."

„Nicht nur, als Sie da zusammen verlassen und hilflos im Busch lagen, sondern auch schon vorher, in den ersten Tagen Ihrer Flucht?"

„Nein."

„Auch noch früher, als Sie noch zu Hause waren und miteinander verkehrten, hat da die Bender niemals eine diesbezügliche Äusserung getan? Hat sie Ihnen nicht etwa vorgeschlagen, dass, falls die verabredete Flucht vereitelt werden, oder wenn sich Ihnen unterwegs irgend etwas hindernd entgegenstellen sollte und sie zur Unmöglichkeit wurde, dass Sie beide sich dann erschiessen wollten?"

„Nein."

„Besinnen Sie sich einmal gut, von Pfahl. Sie sind augenblicklich noch sehr geschwächt durch die Verwundung, die Sie sich beigebracht haben, verwirrt von Jammer und Entsetzen, als das Mädchen tot lag. Sie haben ein langes und schweres Krankenlager hinter sich. Es wird Ihnen vielleicht noch schwer werden, Ihre Gedanken zu ordnen, aber denken Sie einmal nach, sagte Ihre Freundin nicht: ‚Erst erschiesst du mich, und dann erschiesst du dich?' Hören Sie gut zu: ‚Erst mich. Und dann dich.' Kat sie nicht so gesagt?"

„Nein."

„Und als Sie dann doch nicht wollten, und sie dann selber den Revolver nahm, konnten Sie da das Unglück nicht noch verhindern, indem Sie ihn ihr aus der Hand rissen?"

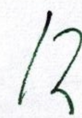
„Nein."

„Der Angeklagte sagt immer nur ‚Nein', höchstens einmal „Ja'", bemerkte jetzt der erste Beisitzer, der nicht die Geduld des Richters besass. Er gähnte verstohlen. „Er soll uns doch endlich einmal der Reihe nach erzählen, wie eigentlich die ganze Sache vor sich ging."

„Also bitte!" Der Richter machte eine auffordernde Handbewegung zu dem jungen Menschen hin, der schneebleich und vornübergeknickt auf seinem Stuhle mehr hing als sass. „Stehen Sie auf! Und nun erzählen Sie uns einmal."

„Ich kann nicht." Hans-Joachim schüttelte sich wie in Grausen. Noch einmal das erzählen, was er schon mehrmals hatte erzählen müssen? „Ich kann nicht!" Er zitterte.

„Nun, nun!" Der Richter beschrichtigte. „Erregen Sie sich nicht so. Lassen wir das für später. Sagen Sie mir jetzt nur, wie kamen Sie eigentlich zu der Idee, mit Ihrer Freundin fortzulaufen? Sie hatten ein angenehmes Zuhause, eine Sie liebende sorgsame Mutter, Lehrer, die Sie als fähigen Schüler schätzten — ohne Ausnahme haben die Herren Ihnen ein gutes Zeugnis ausgestellt —, Sie hätten auch unter Ihren Mitschülern Freunde haben können, wenn Sie nur wollten, und vor allem, Sie haben einen hochachtbaren Vater, früheren Offizier, allererste Familie, wie konnten Sie diesem Manne, gerade solchem Vater, das antun?!"



Hans-Joachim hob mit heftigem Ruck das Gesicht aus den Händen: sollte er es nun sagen, gerade herausschreien in Hohn und Empörung: ja, solchen Vater! Einen ganz anderen Vater, wie Sie ihn sich denken, Herr! Hochachtbar — mag sein vor der Welt. Lieben will aber ein Sohn den Vater, und Liebe von ihm haben — ich liebe meinen Vater nicht, und er liebt mich nicht. Ich hasse ihn — ja, ich hasse ihn. Er hat mir meine Jugend verekelt mit seiner ewigen Unzufriedenheit und Nörgelei, er hat mir jede harmlose Freude vergällt, er hat durch seine eigene Bitterkeit, mit der er Menschen und Dinge — alles — verachtete, verspottete, die Schwingen, die andere in meinem Alter haben, gebrochen. Und ich wollte doch so gern fliegen. Sollte er das sagen? Den Vater so anklagen, daraus erklären, was ihn, den Sohn, zum Fortlaufen gebracht hatte? Ein angenehmes Zuhause?! Hatte der Vater nicht das Haus unerträglich gemacht, ihm und der Mutter? Wie oft hatte er deren heimliche Tränen gesehen — ach, seine arme Mutter! Schon öffnete Hans-Joachim den Mund — Zorn, Hass, Wut waren übergross —, aber er schloss ihn doch wieder. Nein, das konnte er seiner Mutter nicht antun! Vor diesen fremden gleichgültigen Menschen nicht auskramen, was verschlossen bleiben musste — geheimes Leid, das niemandem etwas angeht. Er presste die Lippen zusammen und sagte kein Wort.

„Es muss doch etwas Unwiderstehliches gewesen sein, was Sie mit dem Mädchen forttrieb?“

„Wir fühlten uns unglücklich.“

„Aber warum denn unglücklich?“

„Ich weiss es nicht.“

„Natürlich wissen Sie es, Sie wollen es nur nicht sagen. Sie können sich aber ruhig hier aussprechen, junger Mann, ohne Scheu. Ich sowie die beiden Herren Schöffen und hier die Dame vom Jugendamt, unsere bewährte Beisitzerin, wir alle haben Verständnis. Ich habe zudem Söhne, ungefähr so alt wie Sie — Sie werden demnächst siebzehn, nicht wahr? — ich weiss, dieses Alter birgt Gefahren in sich, darum sagen Sie mir offen: Sie haben für das junge Mädchen andere Gefühle gehabt, als nur rein freundschaftliche. Und jene für Sie auch. Nun strebten Sie beide danach — etwas strebte in Ihnen mit Gewalt danach — einander restlos anzugehören. Und das trieb Sie fort. War es nicht so?“ Die klugen Augen forschten.

In Hans-Joachims krankes blasses Gesicht stieg es rot: Scham. Es wurde auf einmal heiss, glühend heiss im Saal, vorher hatte es ihn sehr gefroren. Wie einen Ausweg suchend, sah er sich um: nackte Bänke ohne jegliche Polsterung, Gesichter voll nackter Neugier, nackte Seelen, bar jeder Schamhaftigkeit — nein, er konnte nicht antworten. Sollte, müsste er dann nicht sagen, dass Louisa sich verlangend an ihn geschmiegt hatte in jener Nacht zu zweien in dem einsamen Zimmer? Konnte er das? Krampfhaft fingerten seine Hände an der Hosennaht, er öffnete den Mund, als möchte er etwas sagen, und schloss ihn doch wieder. Er renkte den Kopf und schlug die Augen nieder.

„Sehen Sie mich doch an“, sagte der Richter, aber er sagte es nicht streng. Dieser blasse junge Mensch, den seelische Qual zu foltern schien, tat ihm leid. Und als fühle der Angeklagte dieses Leidtun, so hob er jetzt den Blick. Augen, tiefdunkel vor Traurigkeit, sahen den Richter an, suchten voller Hilflosigkeit in dessen Augen. Es wurde dem Erfahrenen klar, dass er auf dem richtigen Wege war. Dieses zögernde Verstummen, dieses Ausbleiben der Antwort, diese ganze Verlegenheit liessen es ja erkennen, der junge Mensch wollte nicht antworten, um das Mädchen nicht zu verraten; in einer gewissen Ritterlichkeit es nicht dulden, dass des Mädchens Keuschheit in Frage kam. Anständig von dem Jungen! Der sah ja auch anders aus als die meisten, die sonst hier vor ihm standen, verkümmert oder verkommen. Stumpfe, auch freche Gesichter. Dieses Gesicht war durchaus sympathisch: ein gutgeschnittenes Gesicht mit einer schönen intelligenten Stirn unterm düster beschattenden Haar. So schuldig, wie man anfänglich gedacht, war der junge Mensch sicherlich nicht. Vielleicht war sie, obgleich die jüngere, doch die treibende Kraft gewesen, war ihm mehr entgegengekommen als er ihr. Er holte vorsichtig aus:



„Nun weiter, Pfahl! Also Sie fühlten sich unglücklich und verabredeten sich, zu fliehen. Louisa Bender hat einen reichen Vater in Südamerika, Sie hofften nach drüben zu kommen, nicht wahr?“

Der Verhörte nickte stumm.

„So schlichen Sie also, als alle Angehörigen schliefen, sich fort, wanderten die Nacht und den ganzen Tag — bis wohin?“

„Wir kamen in ein Dorf, da schliefen wir.“

„Wo denn? Nahmen Sie sich ein Zimmer?“

„Ich kroch auf den Heuboden, Louisa bekam ein Bett bei der Tochter von der Frau, die die kleine Wirtschaft hatte.“

„Na, da ging es Ihnen also noch ganz gut. Und dann — erzählen Sie weiter!“

„Dann gingen wir weiter, immer weiter.“

„Ja, sahen Sie denn nicht, wie sinnlos, wie planlos das alles war?“

„Wir wollten nach Bolivien. Wir dachten uns das so wunderschön. Wir hatten uns ganz da hineingeträumt, wir dachten und sprachen lange schon von nichts anderem mehr. Wir suchten an die Eisenbahnstrecke nach Hamburg zu kommen. Da wollten wir dann aufs Schiff. Cochabamba, da wohnt Louisas Vater. Sie wollte gleich ein Kabel an ihn schicken von Hamburg.“

„Und Geld, woher hatten Sie denn das für die Überfahrt nötige Geld?“

„Louisa hatte das Geld dazu“, sagte Hans-Joachim, und der Richter setzte nicht hinzu: ‚von der Tante gestohlen‘, obgleich er das wusste. Das hätte den Angeklagten ja auch sofort verstummen lassen, und er war doch froh, dass dieser jetzt endlich erzählte. So sagte er nur: „Kamen Sie denn nun an die rechte Station?“

„Ja, am Abend. Aber mir hatten kein Glück.“ Es klang sehr traurig. „Der Zug ging gerade fort, wir hörten noch aus der Ferne sein Pfeifen. Wir mussten bleiben, Louisa war schon sehr müde. Es war ein Gasthof da ‚Zur letzten Ecke‘ — eine grauenhafte Spelunke. Und da —“ Er stockte. Es war, als schnüre ihm etwas den Hals zu.

„Also da blieben Sie nun. Und nahmen zwei Zimmer — zwei oder eins?“ Es kam keine Antiport. „Also eins“, fuhr unerbittlich der Frager fort, aber freundlich, als fände er das so ganz in der Ordnung. „Und wieviel Betten waren in diesem einen Zimmer — zwei oder eins?“

„Zwei“, kam jetzt schnell eine Antwort. „Aber ich wollte nicht bleiben, heruntergehen, in der Gaststube sitzen die Nacht. Louisa wollte das aber nicht, sie stellte sich vor die Tür, sie liess mich nicht geben, sie war böse — sie hatte auch Angst.“

„Und da blieben Sie denn — blieben ganz gern, nicht wahr?“ Eine plötzliche Bewegung liess den Richter aufmerken, in das bleiche Gesicht des jungen Mannes schoss ein brennendes Rot. „Sie brauchen diese Frage mir gar nicht übel zu nehmen, es wäre ja wider die Natur, wenn Sie es nicht gern getan hätten. Ein junger Mann, ein junges Mädchen — dass es dann zu Vertraulichkeiten kam, das ist auch nur natürlich. Louisa liebte Sie sehr, nicht wahr?“

Stumm bejahendes Nicken.

„Und als sie sich dann zärtlich an Sie schmiegte, Sie küsste —?“

Plötzlich stand das grosse öde Zimmer ohne Gardinen, in der Mitte ein Tisch mit einem Waschbecken, zwei Stühlen und den beiden Betten, vor Hans-Joachims innerem Auge. Er glaubte wieder schlaflos in dem Bett an der einen Wand zu liegen und von der gegenüberliegenden Wand, von dem Bett da drüben, Louisa seufzen zu hören. Und dann flüsterte sie:

„Ich kann gar nicht schlafen. Unten johlten sie so. Du hast geschlafen. Du hast wohl auch nicht gehört, dass hier immer was huschte. Es kraspelte, mir war es, als wäre es hier drinnen — ich fürchte mich so, ach Gott, ach Gott!“ All ihr Mut schien sie verlassen zu haben.

Weinte sie? Reuevoll stieg es in ihm auf: ob er hinüberging, sich an ihr Bett setzte, ihre Hand nahm, die tröstend hielt? Noch überlegte er, da war sie schon bei ihm.

Sie schlüpfte zu ihm ins Bett, ihre nackten Füsse so kalt, ihr ganzer Körper wie Eis. Sie zitterte: „Hier ist es furchtbar, ganz furchtbar. Hier ist eine Mörderhöhle, glaube ich. Behalte mich bei dir, o ich fürchte mich so, ich fürchte mich so!" Sie schmiegte sich enger an ihn.

Er fühlte ihre kalten glatten Beine; ihre kalten glatten Arme umschlangen ihn, er fühlte ihren Mund an seinem Ohr, trotz ihrer Kälte waren die Lippen so heiss. Sie glühten jetzt an seiner Wange, und da blieben sie haften.

Stunden verrannen, aber wie langsam! Ewigkeiten, sie quälten ihn. Er hatte den einen Arm um ihren Hals gelegt, mit der freien Hand streichelte er ihr das Haar. Das beruhigte sie. Sie seufzte, seufzte mehrmals, dann schlief sie ein. Aber er schlief nicht, lag stumm, wagte kaum zu atmen, hielt sich so, steif und regungslos, bis der Morgen graute — — —

„Es ist nicht so, wie Sie sich das denken, Herr, nicht so!" stiess der Angeklagte plötzlich heraus, rauh, abgerissen, jedes Wort wie zerhackt. Und er schrie es fast, dass es laut im leeren Saal widerhallte: „Ich habe Louisa als Kamerad angesehen, als Schwester, ich habe Louisa nicht angerührt!"

Stille im Saal. Nur ganz hinten in einer entfernten Nische ein leises Sichregen.

Das war ja merkwürdig genug! Der Richter runzelte die Stirn. Ein Gedanke, der eine merkwürdige Lösung brachte, begann seltsam in ihm aufzusteigen: sollte das frühreife Mädchen sich dem Jungen genähert und dieser sie zurückgewiesen haben, aus Pflichtgefühl, aus Schonung für ihre Jugend, aus Gott weiss was für einem Gefühl? Und das reute ihn jetzt? Er sah nach dem jungen Menschen hin. Der stand nicht mehr, war auf seinen Stuhl zurückgetaumelt und hielt sich die Hände vors Gesicht. Weinte er?

Der Richter liess ihm Zeit. Er wartete geduldig; bis das Zucken der Schultern, das Schütteln des ganzen Körpers sich gegeben hatte. Es war sehr still im Saal, noch stiller als vorher; kein Sichregen mehr in der Nische hinter der Säule. Verlegen sah die Vertreterin des Jugendamtes vor sich nieder: waren das heikle Dinge. Die beiden Schöffen blickten jetzt weniger gelangweilt: aha, da war es also wohl zu irgend etwas gekommen zwischen den beiden, wenn der Angeklagte das auch schroff von sich wies. Was würde man nun weiter zu hören bekommen?!

Und wieder erklang die geduldige Stimme mit ihrer sanften und doch so einschneidenden Art des Fragens: „Und am Morgen, was war dann am Morgen?"

„Am Morgen war Louisas Geld weg. Wir entdeckten es dann erst. Verloren oder gestohlen. Vielleicht gestohlen von den Kutschern — wir waren ein Stück mit Frachtkutschern gefahren — vielleicht auch vom Wirt."

„Aber Sie hatten doch einen Revolver, den Revolver, den Sie Ihrem Herrn Vater weggenommen haben. Sie konnten doch drohen mit dem. Wozu hatten Sie den überhaupt mitgenommen — Warum einen Revolver?"

„Ich weiss es nicht — ich meinte, ich müsste den haben."

„Wussten Sie denn mit ihm umzugehen?"

„Louisa verstand es, sie zeigte es mir."

„Und als Sie dann nun kein Geld mehr hatten?"

„Da stahlen wir uns aus dem Haus — niemand war auf." Der Angeklagte war vom Stuhl wieder aufgesprungen, man merkte es seinen Füssen, seinen Händen, seinem hastigen, gehetzten Atem an, er machte noch einmal die ganze Flucht durch, dieses Setzen durch die Äcker wie die Hasen, die gejagt werden vom Jäger und seinen Hunden, diese milde Flucht durch die Heide. Er keuchte, er ächzte: „Wir liefen den ganzen Tag, wir ruhten nicht aus, immer dem Schienenstrang nach, ohne Weg — nur keine Dörfer, keine Landstrasse, wir fürchteten Menschen — wir sahen dann einen Landjäger, er kam auf uns zu, uns nach, wir glaubten uns von ihm verfolgt, schon verhaftet — weg vom Schienenstrang, quer durchs Gestrüpp — in die Heide hinein, fern sahen wir Wald — Moor kam, ein Torfstich — immer durch — ich hatte Louisa an der Hand gefasst, Wasserlöcher, lauter Sumpf, er ging uns bis an die Knie, wir flohen, wir flohen — da



endlich der Wald, struppiger Busch, aber gut zum Verstecken. Louisa fiel um. Sie konnte nicht mehr." Er, der das alles noch einmal durchlebte, wischte sich den Schweiss.

Der Richter wiederholte: „Sie konnte nicht mehr. Und dann, was war dann, klagte sie, weinte sie?" Immer Pausen zwischen Frage und Antwort.

Spannung liegt in der Luft des Saales, alle sehen nach dem Gehetzten hin. Mühsam zwingt der eine Antwort heraus, es klingt heiser: „Sie wollte noch weiter."

„Trotzdem sie so erschöpft war, gar nicht mehr konnte?"

„Ja."

„Und was sagten Sie da?"

„Wir müssen zurück."

„Wollte sie das denn auch, sah sie es ein?"

„Sie wollte nach Bolivien. Mit mir. Sie wurde böse auf mich."

„Warum? Was sagten Sie denn?"

„Ich sagte ‚Nein' — und da — da —"

„Louisa!" schreit er plötzlich laut auf.

Der Richter weiss: jetzt erschoss sie sich. Verschmäht sich glaubende Liebe, gekränkte Mädcheneitelkeit vielleicht, vielleicht auch Verzweiflung über das Nichtmehrkönnen. Trauriges Ende phantastischer Träume. Das Ganze eigentlich nur eine Kinderei, und doch welch ein Drama! Er springt rasch auf, er sieht, dass der junge Mensch taumelt.

Der wankt, greift im Umsinken haltsuchend um sich.

„Wasser!" Man fängt ihn noch gerade auf.

Als Hans-Joachim wieder zu sich kam, fühlte er kaltes Nass an den Lippen, ein Wischen über seine Stirn und dann etwas Weiches, Warmes. Das zog ihn an sich — die Mutter.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Es ist Ihnen bekannt, gnädige Frau, dass die Verhandlungen bei unserem Gericht nicht öffentlich sind", hatte der Jugendrichter gesagt, als Frau von Pfahl das erstemal zu ihm kam. „Ich bedaure, auch Sie nicht zulassen zu können."

Erfolglos musste sie fortgehen, langsam schlich sie die Treppe hinunter, sie trug schwere Last. Leute, die ihr begegneten, sahen sich nach ihr um, gut, dass sie es nicht merkte, wie bekannt sie auf einmal war. Da ging sie ja, die arme Majorin, die unglückliche Mutter eines solchen Sohnes! Der allgemeine Unwille; mehr noch die allgemeine Empörung, richtete sich gegen Hans von Pfahl.

Wenige, die für ihn eine Entschuldigung hatten oder nach einer solchen suchten. Wäre nicht seit vor nunmehr einem Jahr das Gesetz des Jugendgerichtes, bei dem niemand als Zuhörer zugelassen wurde, in Kraft getreten, man hätte ihn, den Sohn eines hochachtbaren Mannes, öffentlich vor den Geschworenen stehen sehen. War es überhaupt richtig, für diesen schon ganz erwachsenen Menschen, der seines Tuns sich sicher bewusst gewesen, die Milde des Jugendgerichtes walten zu lassen? Er hatte eine Minderjährige entführt, sicher auf sein Betreiben hin hatte das arme Kind der Tante Geld fortgenommen; er hatte dem Vater einen Revolver gestohlen, und wenn nun auch durch den Befund der Leiche die Ärzte festgestellt hatten, dass Selbstmord und bei dem Mädchen kein anderer Akt irgendeiner ihm angetanen Gemalt vorlag, so war es doch selbstverständlich, dass dieser junge Mensch ein schwer Anzuklagender war. Dass er nachher auf sich selber geschossen hatte, das war selbstverständlich und durchaus kein Zeichen von Reue: er hatte Angst. Sehr vielen wäre es interessant gewesen, der Verhandlung beizuwohnen.

Durch die stille Strasse, in der die Pfahls wohnten, ging jetzt mancher, der sonst nicht da gegangen war. Die ganze Stadt, und wäre sie auch noch zehnmal grösser gewesen, war erregt; jede gravierende Kleinigkeit wurde aufgespürt, man sprach danach selber das Urteil. Scheue Blicke Vorübergehender streiften das dunkle Parterre — niemand zu sehen. Die Vorhänge fest zugezogen, ein paar vergessene Blumentöpfe

standen dort in dem einen Fenster. Wie trugen die unglücklichen Eltern das Unglück, wie besonders der Vater die Schande?!

Als Frau von Pfahl zum zweitenmal den Richter aufgesucht hatte — sie war lange vor seiner Tür auf und ab gegangen, er hatte gewiss Auftrag gegeben, sie nicht vorzulassen, aber vielleicht kam er gerade heraus —, sagte er: „Gnädige Frau, bitten Sie mich nicht." Er sah ihre flehenden Augen, es war nicht leicht, ihr es abzuschlagen, aber es durfte, nein, es durfte niemand zugelassen werden.

„Ich bin die Mutter — ich bin ja niemand!"

Beim drittenmal: „Gnädige Frau, wünschen Sie es doch nicht, der Verhandlung beizuwohnen. Sie machen sich's dadurch noch schwerer — auch Ihrem Sohn. Auch für uns ist Ihre Gegenwart erschwerend, wir müssen allein sein mit den Jugendlichen. Auch die Mutter ist hier jemand, der stört."

„Ich werde nicht stören." Frau von Pfahl sagte es sehr fest, sie war ihrer selbst ganz sicher. Gewiss würde es schwer sein, in einem Winkel versteckt zu sitzen und mit zu erleben, wie man über ihrem Sohn zu Gericht sass, aber schwerer, unendlich viel schwerer war es, nicht zu hören, wie er sein Tun erklärte, wie er sich gegen das verteidigte, was man ihm vorwarf. Er war ja unschuldig, trotzdem so vieles gegen ihn sprach! Sein Vater wollte nichts mehr von ihm wissen, er hüllte sich in eiserne Schweigsamkeit; vergebens hatte sie versucht, ihn milder zu stimmen, er sagte nur: „Spar dir jedes Wort; ich glaube nichts. Erledigt für mich." Sie aber glaubte noch. Nein, ihr Junge war kein schlechter Mensch, er war auch an dem, was da an Schuld war, nicht der Alleinschuldige!

Eine unnennbare Sehnsucht war in der Mutter, die Stimme ihres Sohnes wieder zu hören. Sechs Wochen waren es nun her, dass er heimlich entwichen war. Er hatte krank gelegen, todkrank — ein Lungenschuss — er hatte sterben wollen angesichts des toten Mädchens. Ach, arme kleine Louisa! Die Mutter fühlte keinen Hass gegen dieses Mädchen, das ihren Hans-Joachim lieb gehabt hatte. Als Frau Seehoff, in tiefe Trauer gekleidet, das Gesicht überströmt von nicht endenwollenden Tränen, zum Begräbnis der Nichte das Haus verliess, biss sie sich auf die Lippen, um nicht laut herauszuschreien: „Mein Sohn, mein Hans-Joachim — ach, der ist ja viel ärmer daran! Dass er doch auch begraben würde!" Aber dann hoffte sie doch: er war ja nicht schuldig. Und er war ja noch so jung, er würde noch alles verwinden. Und die Zeit geht so rasch, sie ist wie eine Flut, die alles wegschwemmt, Gutes und Grosses, Hoffnungen und Aussichten, Siege und Niederlagen, Reichtum und Herrlichkeit, Throne und Länder; so würde auch dieses weggeschwemmt werden, und das war ihr ein Trost. Hans-Joachim wird das Schicksal, das ihn betroffen hat, nicht immer mehr vor sich sehen, und seine Schuld wird vor den Augen der Welt auch verschwinden. Sie selber, sie würde zwar niemals vergessen.

Jedes Wort, das heute hier in dem Saal, der so öde war durch seine verstaubte Leere, gesprochen wurde, hämmerte sich ihr in die Seele ein. Ihr sehnsüchtiger Blick suchte den Sohn, sie erschrak, als sie ihn sah: wie bleich, wie lang und dünn, seine schöne Gestalt wie ein zerbrechlicher Stecken geworden. Und seine Stimme wie anders! Nicht mehr das sonore, schon männlich Tiefe darin, ein heiseres, erschöpftes Sprechen. Und so wortkarg, so stockend! Das Herz quoll ihr über vor Jammer: also das, das hatten sechs Wochen aus ihm gemacht! Er hatte in einem Landkrankenhaus gelegen, nicht allzu weit von dem Ort, wo man ihn aufgefunden hatte. Eines Hundes Bellen hatte Torfgräber hingeführt, sonst wäre er jetzt nicht mehr, wäre verblutet. Bis hierher in die Stadt hatte man ihn nicht transportieren können. Und besuchen hatte sie ihn auch nicht dürfen — er lag als Untersuchungsgefangener im Hospital. Niemals hätte ihr Mann die Erlaubnis dazu gegeben. Er wusste ja auch nichts von ihren Bittgängen zum Jugendrichter, er wusste auch nichts von ihrem Hiersein heute. Oder wusste er doch davon? Er hatte sie so durchbohrend angesehen, als sie heute morgen in Hut und Mantel, dunkel gekleidet, die Wohnung verliess. „Wohin gehst du?" Das fragte er sonst niemals. Früher, ja früher, als sie noch jung waren, da wollten seine Gedanken wenigstens immer bei ihr sein —

jetzt war es ihm wohl gleichgültig, ob sie kam oder ging. „Wohin gehst du" — sie hatte getan, als ob sie's nicht hörte. „Zum Mittagessen wirst du wohl nicht zurück sein?" Auch das beachtete sie nicht. Mochte er denken, was er wollte! Er fragte auch nicht mehr.

Aber als sie gegangen war, trat er schwer zum Fenster, öffnete das einen Spaltbreit und starrte ihr lange nach. Er seufzte, und dann schloss er wieder das Fenster, tiefen Gram im Ausdruck. Er wusste, wohin sie ging.

4. Kapitel

Wenn Frau Frieda Seehoff den jungen von Pfahl wieder wie früher mit den Büchern unterm Arm drüben das Haus verlassen und zur Schule gehen sah, dann sagte sie sich wohl: das muss doch schauderhaft für den Menschen sein. Er war zwar freigesprochen worden, das Jugendgericht hatte gnädig entschieden, der Überlebende des Trauerspiels war mit einer ernsten Vermahnung davongekommen, man vertraute der strengen Aufsicht seiner ehrenhaften Eltern, aber es blieb doch immer etwas an ihm haften. Die arme kleine Louisa war doch noch besser davongekommen, obgleich sie nun schon fast zwei Jahre auf dem Friedhof lag.

Ihr Vater war damals herübergekommen. Frau Seehoff hatte sich sehr vor dessen Kommen gegraust. Aber es war alles gnädig gegangen. Sie standen zusammen an Louisas Grab, da gab der Mann, dem stetes Ringen um viel Besitz seine Kerben ins Gesicht geschnitten hatte, ihr die Hand und sagte mit einem Seufzer: „Ihr ist wohl. Ich weiss nicht, ob sie sich bei mir glücklich gefühlt hätte. Sie hätte sich wohl nur schwer in die Verhältnisse drüben gefunden."

Als sie den Friedhof verliessen, nahm der Mann die Schwester liebevoll unter den Arm, er war wirklich ein guter Bruder: wenn nun Louisa leider auch nicht mehr lebte, so sollte doch alles so bleiben, wie es bei ihren Lebzeiten gewesen war, selbstverständlich die Villa, die Rente, alles so wie bisher, das hatte sie sich ja ehrlich verdient. Sie war dem Kind eine gute Mutter gewesen, die wirkliche hätte nicht besser, nicht liebevoller sein können. Aber als er das sagte, wehrte Frieda Seehoff heftig ab: „Nein, nein, es hätte — ich hätte — ach Gott, wenn ich gewusst hätte" — und fing an heftig zu weinen.

Zu Hause setzte er sich ans Fenster, stützte den Kopf in die Hand und sah so traurig, so verloren in Gedanken aus, dass die Schwester es nicht wagte, ihn zu stören. Was dachte er? Sah er hinüber zu dem Haus, in dem der junge Mann wohnte, um den Louisa gestorben war? Ob er jetzt etwa von dem sprechen würde, er hatte noch keinmal nach ihm gefragt.

„Louisa war so hübsch geworden nach der letzten Photographie, die ich von ihr bekam", sagte er. „Ich hatte oft Sehnsucht nach ihr, ein neugieriges Verlangen; mir kam vor, sie glich immer mehr ihrer Mutter, das heisst äusserlich. Luise war eine sanftere, nachgiebigere Natur, ganz anders, als du mir Louisa geschildert hast." Er seufzte und fuhr sich über die Augen, als wische er ein Bild, das vor ihnen stand, weg. „Ich will Louisa einen Denkstein regen lassen, ein Grabmonument, wie ich jetzt ein so schönes in Genua auf dem Camposanto sah. Ich ging extra deswegen hin. Weisser Marmor, lebensgross. Und lass es vom ersten Künstler machen. Was es kostet, kostet es. Ein junges Mädchen soll er darstellen, sitzend — du hast von Louisa gewiss ein Kleid, das dafür geeignet ist — eine Rose soll sie in der Hand halten und Rosen im Schoss. Und Bilder, nach denen er die Ähnlichkeit trifft, hast du ja auch."

Frieda Seehoff dachte: lebensgross, in Marmor?! Es widerstrebte ihr. Aber sie wagte nur zu sagen: „Marmor wird für unser Klima sehr unpraktisch sein. Für Italien ist das was anderes."

Er liess sich nicht abbringen: „Dann lass eben zum Winter ein Schutzgehäuse darüber setzen — es kann auch eines ganz aus Glas sein, das wäre doch sehr schön! Und Engelsflügel muss sie haben, Engelsflügel. Auf den Unterbau, auch aus Marmor, kommt dann in Goldschrift: ‚Meine geliebte Tochter', Geburtsund Sterbetag, und darunter — darunter" — Die Stimme brach ihm plötzlich, er biss sich auf die Lippen, drehte sich weg, zog das Taschentuch und hielt sich das vors Gesicht. —

Nun lag das, was Erschütterndes gewesen war — Schrecken und Tod — und auch das, was erschütternd gewesen war an diesem Besuch aus Bolivien, lange schon hinter Frau Seehoff. Aber ihr fehlte das Kind sehr. Sie hatte Louisas Zimmer zwar anders eingerichtet — Näh- und Plättstube jetzt — die weissen Lackmöbel, das weisse Bett mit der himmelblauen Steppdecke an eine Bekannte verschenkt, die auch eine junge Tochter hatte und es der sonst nicht so hübsch hätte machen können. Alles verschwunden, alles, was unmittelbar an Louisa erinnerte, und doch war sie immer noch da. Sie ging wie ein kühler Schatten durchs Haus. Und dieser Schatten fiel über die Strasse, wuchs und war noch viel grösser drüben im dunklen Parterre. —

Hans-Joachim war jetzt in Prima. Jeden Morgen stand er auf mit einem Grausen: wieder in die Schule, die ihm verhasst war. Das Gefühl, sie wissen alle von dir, sie sehen dich an mit ganz besonderen Blicken, das peinigte ihn; das quälte ihn so, dass er glaubte, es nicht mehr tragen zu können, ausbrechen zu müssen eines Tages wie ein gefangenes wildes Tier, das heulend den Urwald sucht. Abend für Abend sass er einsam über seinen Büchern, wenn die Mutter nicht kam und ihn zum Spazierengehen abholte. Er steckte die Finger in die Ohren, um nichts, gar nichts von draussen zu hören, und lernte: Geschichte, Literatur, Physik, Geographie und Sprachen, Sprachen. Er tat mehr, als er nötig hatte, las viel Französisch und Englisch, trieb für sich selber noch Spanisch. Warum gerade Spanisch — war es eine Erinnerung an Louisa, ein Gedanke an sie und Bolivien?

Hans-Joachim dachte immer noch an Bolivien und wartete nur auf einen Anlass, den Eltern zu erklären: „Ich bleibe nicht länger auf der Schule, ich gehe fort." Er lauerte auf diesen Anlass mit Sehnsucht. Denn wieder fortzulaufen wie vor zwei Jahren — knabenhafte Torheit — daran dachte er jetzt nicht mehr. War er nicht reif genug geworden durch das, was er damals erlebt hatte, so reif, um sich seine Zukunft selber bestimmen zu können? Man las jetzt alle Tage in der Zeitung, sah es ja an tausend Beispielen, dass es für strebende Jugend wenig Aussichten mehr in Deutschland gab. Wozu also Abiturium und dann womöglich studieren?! „Umsonst — umsonst", schien ihm mit grossen Lettern am Sternenhimmel geschrieben, den er nachts von seinem Bette aus durchs unverhangene Fenster mit brennenden, übermüdeten Augen durchforschte. Es gab nur eines: fort von hier, fort aus Verhältnissen, die nicht mehr so wie einst Deutschland Mut und die Stärke der Hoffnung gaben. Immer wieder dachte er an Bolivien — ach, dass es ihnen doch gelungen wäre, dahin zu entfliehen! Überall war es besser, aussichtsreicher, glückverheissender für die Jugend als hier in Deutschland. Er konnte es gar nicht mit anhören, wenn seine Mutter mit der alten gläubigen Zuversicht von Deutschland sprach.

Ach, wenn wir doch noch unsere Kolonien hätten! Der junge Mensch stützte seufzend den Kopf, wenn er sich fragte: wohin willst du, wenn du glaubst, Deutschland verlassen zu müssen? Fort, nur fort, recht weit fort. Was willst du da tun? Arbeiten. Aber was, was?! Hätten ihn seine Eltern doch lieber ein Handwerk lernen lassen. War eine praktische Betätigung nicht tausendmal besser als alle humanistische Bildung? Die Opfer, von denen der Vater erst neulich gesprochen hatte — hohes Schulgeld, teure Bücher, bessere Kleidung — herausgeworfenes Geld. Er hätte sich das sparen können. Der Sohn dankte es dem Vater nicht, und doch griff er nach seinen Büchern wie nach Freunden, hielt sich einzig an ihnen fest.

Der arme Mensch, dachte die Nachbarin drüben, wenn sie ihn, lang und schmal in zu weit gewordenen Kleidern, die Primanermütze das einzig Farbige an ihm, ohne Lächeln neben seiner Mutter daherkommen sah. Nie sah man Frau von Pfahl ohne den Sohn; war es Mittag, stand sie schon am Fenster und blickte aus nach ihm: kam er noch nicht? Es war fast so, als ob sie den Sohn bewache.

Und das tat Frau von Pfahl auch. Wenn er nur erst das Abiturium hinter sich hätte! Dann kam die Erlösung für ihn, dann wurde es besser. Was dann besser werden sollte, das wusste sie freilich nicht. Ihr Mann sprach von Studieren — wurde es dadurch anders? Ja, wenn er nach Heidelberg könnte oder nach Bonn am Rhein, das waren

noch ideale Stätten für junge lustige Studenten, wie in alter Zeit. Aber das war ja nicht möglich, dazu fehlte der nötige Zuschuss.

Heute küsste die Mutter den Sohn und strich ihm die widerspenstige dunkle Haarsträhne aus der Stirn, aus dieser sehr weissen, schönen Stirn, die sie so liebte. Sie lachte dabei.

„Du bist ja so vergnügt, Mutter. Warum denn?"

„Ach ich bin vergnügt über das herrliche Wetter, schon wie Frühling. Man wird ein ganz anderer Mensch, wenn die Sonne so freundlich scheint. Gehen wir heute zusammen spazieren — mal in den Park?" Sie wusste, er tat das nicht gern, es würden heut dort zu viele Spaziergänger sein. Aber er schlug ihr nie etwas ab. Und das gab ihr, trotz ihrer ständigen Angst, doch eine gewisse Sicherheit: er war ja ein Sohn, der sie liebte, er würde nie, nie mehr das tun, was er ihr einmal angetan hatte. — — —

Es war Sonntag und ein Sonnentag. Selbst bis ins dunkle Parterre hinein lachte das goldene Licht. Die Majorin hatte sich heute sehr angestrengt: ein Suppenhuhn und etwas aus Griess gab es nach, süss mit Fruchtsosse.

„Nanu?" Der Major zog die Brauen hoch und sah seine Frau verwundert an.

Erinnerte er sich denn nicht, dass heute ihr Hochzeitstag sich jährte, zum zwanzigstenmal? „Ich dachte — ich glaubte", stotterte sie, du isst Huhn gern. Und Griesspudding auch."

„Ja, ich weiss schon" — er lächelte ein wenig und nickte ihr zu — „du glaubst wohl, ich hätte es vergessen? O nein."

Es schoss ihr heiss in die Augen: zwanzig Jahre — und mehr Leid als Freud, besonders zuletzt!

Er stand rasch auf und ging in sein Zimmer. „Damit du siehst, dass ich daran gedacht habe", sagte er wiederkommend und stellte eine Flasche Wein auf den Tisch.

Es kam selten vor, dass sie Wein tranken, eigentlich nie; früher hatte der Major gern ein Glas getrunken. Gertrud von Pfahl war wirklich gerührt und erfreut: also er hatte doch daran gedacht!

„Hol Gläser!"

Hans-Joachim sprang auf, die Gläser klirrten, als er sie hinstellte.

„Schenk ein!"

Er goss daneben.

„Ungeschickt", tadelte der Vater.

Der Sohn wurde blutrot. Die Hand war nicht sicher gewesen, hatte gezittert — zwanzig Jahre, o arme Mutter!

„Prosit!" sagte der Major und hob sein Glas gegen das seiner Frau und dann auch gegen das seines Sohnes: „Prosit! Auf dein Abiturium!"

Den Sohn stiess innerlich etwas: jetzt, jetzt war der Moment gekommen! Gerade heute war nicht der Tag dazu, es war vielleicht grausam zu dieser Stunde, aber war es nicht auch grausam gewesen, ihn so lange hier festzuhalten? Fort, nur voran! Er konnte, er durfte nicht schweigen, er musste es sagen, jetzt, gerade jetzt. Er konnte auf sein Abiturium nicht trinken. Er stellte sein Glas hin.

Der Vater sah ihn starr an.

„Ich will es nicht machen", sagte Hans-Joachim leise, und dann lauter: „Ich werde keins machen."

„Warum nicht?" Der Mann sah noch immer starr drein, als wäre er ganz entgeistert. „Darf ich fragen, warum nicht?"

„Es hat ja gar keinen Zweck."

„Du wirst es machen. Lange genug hast du die Schulbank gedrückt. Neunzehn, andere machen es schon mit achtzehn. Dann wirst du studieren — Jura. Du fährst jeden Morgen nach Berlin, kommst abends zurück." Des Vaters Glas fiel um, seine zitternde Hand hatte dagegen gestossen.

Noch weiter hier bleiben? Die gleichen Gesichter, die gleichen Strassen, das gleiche Zuhause, ewig, erdig — lieber tot! „Ich kann nicht, ich kann nicht! Ich will kein Examen machen, ich will nicht studieren — ich" — er sah, dass dem Vater die Zornader schwoll, dessen Stirn wurde dunkelrot, er sah, dass der schon den Mund auftat zu einem „Du Bengel!" und schrie das gegen, den Vater überschreiend: „Und wenn du auch sagst: du musst — ich sage: nein. Ich kann nicht mehr — nein, ich will nicht mehr. Jura, lächerlich! Rechtsanwalt werden, Richter?! Sehen, dass das Unrecht siegt und das Recht unterliegt? Ich will nicht, ich will nicht! Ich will heraus hier — ich muss heraus hier — ich halte es nicht mehr aus!" Er stiess aufspringend gegen den Tisch, dass die Gläser herunterflogen.

Aufschreiend warf sich die Mutter gegen ihn, sie hielt ihm die Hände fest: „Hans-Joachim, bist du wahnsinnig? Um Gottes willen, sag nichts, was dich nachher reut! Der Vater — dein Vater — ach, erbarm dich meiner! — Du wirst doch gegen deinen Vater nicht die Hand erheben?! Du bist wahnsinnig, mein Sohn, mein Sohn, o Gott, wahnsinnig!"

„Er ist nicht wahnsinnig, wir waren es. Rege dich nicht unnütz auf, Gertrud." Der Major war wieder kalt geworden, eiskalt. „Du siehst, wir haben kein Glück mit dem Menschen. Alles umsonst — Erziehung, Geduld, das Ihn-wieder-Aufnehmen. Vorbei!"

Das „Vorbei" klang schauerlich in der Frau Ohren: kalt die Stimme, und doch bei aller Härte ein Schmerz darin, der ihr wie ein Messer durchs Herz fuhr. Sie brach in krampfhaftes Schluchzen aus: „Hans-Joachim — Sohn — Viktor — Vater — ach, der Junge!"

„Es tut mir leid um dich, Frau. Du hast was Besseres verdient." Der Major zuckte die Achseln: „Ein verlorener Sohn. Er soll machen, dass er herauskommt!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Hätte sie es nun machen sollen wie der Vater, der das Zimmer verliess, sich in seiner Stube einschloss, für den der Sohn nicht mehr zu existieren schien? Das konnte die Mutter nicht. Sie wusste, nun würde der Sohn abermals fortgehen. Aber dieses Mal für immer. Ach nein, das konnte, das durfte nicht sein, das bräche ihr das Herz. Es war Nacht, hatte ihr Mann nach ihr gerufen? Sie glaubte eine Stimme gehört zu haben. War es die seine? Sie klang anders als sonst — zersprungen. Sie hatte sich nicht niederlegen können, der Jammer hielt sie aufrecht, sie sass noch am Nähtisch und stopfte Strümpfe — des Sohnes Strümpfe — wenigstens zerrissen sollte er nicht von Hause fortgehen. Träne nach Träne tropfte auf Strumpf und Nadel, sie wischte die fort, aber immer kamen sie wieder. Sie horchte: ja, es war ihr Mann gewesen, der nach ihr rief.

„Gertrud!" Da stand er in der Tür seiner Stube, auch er hatte sich noch nicht niedergelegt, er sah sehr finster und bleich aus. „Da", sagte er und streckte seiner Frau etwas hin, das sie nicht gleich erkannte: seine alte Brieftasche, die er mit im Feld gehabt hatte. Abgenutztes, einst rotes Leder; ein Granatsplitter hatte sie einmal gestreift, im Abprallen eine Schramme gemacht. „Da, gib das deinem Sohn! Ich will nicht, dass er uns ohne Pfennig verlässt und ohne Papiere. Dann wäre sofort der Anfang vom Ende da."

Sie griff nach der Brieftasche: Geld, Papiere — ach, er war doch gut! Vielleicht, dass er noch einmal verzeihen würde?! Und sie stotterte etwas daher — Sinnloses — sie empfand es selber so. Sie verstand ja, dass er nicht mehr verzeihen konnte.

Der Major schlug seine Tür wieder zu, sie hörte, wie er den Schlüssel umdrehte. Aus! Ihr war, als bräche sie zusammen, ihre Knie wurden ganz weich — aber nein, nur nicht, zusammenbrechen, jetzt nicht. Nachher, nachher, da hatte sie Zeit genug dafür.

Die alte Brieftasche an ihre Brust pressend, ging sie den Gang hinunter; da war am Ende die kleine Stube des Sohnes, eigentlich war es die Mägdekammer. Sie drückte auf die Klinke — auch hier zugeschlossen. Sie klopfte; kein Herein. Sie legte den Mund an die Türritze: „Hans-Joachim, ich bin es, Mutter!" Da öffnete er, und nun sah sie, er hatte in seinen Sachen geräumt, er packte.

„Du willst also wirklich gehen?" Ihre Augen waren weit aufgerissen, krasses Entsetzen darin.

„Selbstverständlich." Er schien nun ganz ruhig. „Ich bin froh, dass es jetzt so kam. Ich wäre sonst ins Wasser gesprungen — aber Ertrinken ist verflucht schwer, wenn man schwimmen kann. Aber da —" er riss sich den Ledergürtel vom Leib, der ihm Hose und Hemd zusammenhielt, und liess ihn vor ihrem Gesicht baumeln — „daran hätte ich mich aufgehängt. Sehr bald."

Das war roh, das war grausam von ihm. Nun war auch sie empört: „Du versündigst dich!"

„Ja, Mutter, so weit war ich bereits. Nun bin ich doch zufrieden, dass ich das nicht nötig habe. Geh, Mutter, geh" — er drängte sie wieder zur Tür — „ich muss noch allerlei kramen. Leg dich schlafen."

„Wie kann ich schlafen?! Oh, mein Sohn!" Nun brach doch wieder die Liebe durch, sie umfasste seine Schultern, liess den Kopf an seine Brust sinken — oh, wie sein Herz rasch schlug trotz aller äusseren Ruhe! „Verlass mich nicht, verlass mich nicht, ich habe sonst nichts auf der Welt!"

Das schien ihn zu rühren, obwohl er sie von sich schob. Er drückte sie nieder auf seinen Bettrand, blieb vor ihr stehen, schnallte sich den Ledergurt wieder um und schnallte ihn auch wieder ab. Er war nervös, er wusste nicht, was er tat — so schien es ihr wenigstens. Und darum glomm noch ein Fünkchen in ihr auf, das vom Licht der Hoffnung kam. Vielleicht liess er sich doch noch einmal beruhigen, liess sich zureden, sah ein, was er aufgab und was er eintauschte dafür. Gar nichts. Denn ein Mensch ohne Anhalt, ohne Vermögen, ohne etwas zu können, mit dem er sich durchbringen kann, ist ja nur ein Blättchen, das vom grossen Baum fällt, in den Rinnstein sinkt und ins schmutzige Abflusswasser hinuntergespült wird. Ihr Sohn, ihr Sohn sollte so versinken?! In verzweifelter Hast redete sie auf ihn ein, sinnvoll trotz aller sinnlosen Angst, gerade dieser Angst wegen für andere so überzeugend.

Aber ihn überzeugte sie nicht. „Und wenn alles so wäre, wie du sagst, ich gehe doch!" Er beugte sich nieder und küsste sie auf den gesenkten Scheitel, der heute mehr graue Fäden aufwies als sonst. „Liebe Mutter", sagte er weicher, „es tut mir weh, dich verlassen zu müssen. Ich weiss, dass du arm bist, du hast es sehr schwer. Aber wenn ich fort bin, wirst du es leichter haben. Ich bin ein Stein des Anstosses, nein, sage nichts dagegen" — sie hatte etwas entgegnen wollen, heftig gebot er ihr Schweigen — „ich weiss es. Ich fühl es. Ich muss es alle Tage aufs neue erfahren, immer und immer wieder: ich bin ein Stein des Anstosses für alle. Für den Vater, für dich, für alle, die mich kennen und von mir wissen. Und das ertrag ich nicht mehr!" Er wurde immer heftiger, rannte mit grossen Schritten im engen Zimmerchen auf und ab. Jetzt hob er die Arme, reckte die geballten Fäuste; er schrie: „Ich muss fort, dahin, wo niemand mich kennt, nichts von mir weiss — ich muss fort, ich will fort! Mutter, lass mich doch, mach mir's nicht schwer! Mutter, hilf — sonst muss ich sterben!"

Die Frau war ganz in sich zusammengekrochen. Immer tiefer, tiefer beugte sich ihr Rücken. Sollte sie ihm zu Füssen stürzen, seine Knie bittend umklammern: bleibe, o bleibe?! Sie tat es nicht. Langsam richtete sie sich auf, wie gebrochen an allen Gliedern, als hinge ihr Körper nur noch lose zusammen. Aber sie bat nicht mehr.

„Ich sehe es ein" — ihre Stimme klang ganz tonlos — „ich sehe es ein, du musst fort. Wohin willst du?"

„Das weiss ich noch nicht. Ich werde sehen."

„Du hast ja kein Geld!"

„Brauch ich auch nicht."

„Doch brauchst du es." Sie hob die alte Brieftasche auf, die ihr entfallen war: „Da, Geld! Und da deine Papiere: Geburtsschein, Taufschein. Der Vater hat mir's für dich gegeben" — jetzt schluchzte sie plötzlich auf — „in seiner Brieftasche, der Brieftasche aus dem Feld!"

„Ich will nichts von ihm." Der Sohn wies ab, was die Mutter ihm hinhielt. Aber sie liess nicht nach, sie drängte ihm's auf, sie steckte ihm die Brieftasche in seinen Rock. „Wenn du's nicht nimmst, dann muss ich sterben. Ich kann nicht leben, wenn ich

weiss, du hungerst. Wenn ich weiss, du musst an der Ecke stehen, um zu betteln. Du nimmst sie, du behältst sie!“ Sie stiess seine Hand zurück, die die Brieftasche wieder herausreissen wollte, und hielt sie ihm fest. „So hast du wenigstens etwas zum Anfang — fünfhundert Mark — ich schwöre es dir, sonst habe ich nicht Rast noch Ruhe mehr — nimm, ich bitte dich, nimm, sie werden ein Glück für dich sein! Für mich sind sie auch ein Glück, dass du sie hast.“

„Liebe Mutter!“ Einen Augenblick zuckte es über sein Gesicht — wollte er weinen? Nein, es blieb hart. Er war fest entschlossen.

Und nun sagte sie nichts mehr.

Sie blieben diese letzte Nacht noch beisammen. Sie holte ihre Strümpfe herüber, die stopfte sie jetzt noch für ihn. Und unbemerkt wickelte sie in ein Sockenpaar ihre kleinen Ersparnisse ein: fünfunddreissig Mark. Ach, so wenig! Aber ihr ganzes Herz war dabei: er würde die später finden.

Sie sassen dann noch eine Stunde nebeneinander, der Mutter Hand hielt die seine umfasst, und er versprach ihr, zu schreiben.

„Schreibe poste restante, ich hole mir alles ab. Und du schreibst auch oft, nicht wahr? Schreibe immer — o bitte, bitte, lass mich nicht so lange warten darauf!“

„Ich schreibe dir. Ganz bestimmt. Nur wenn es mir einmal gar nicht gut gehen sollte, dann —“ er stockte, sie sah ihn erschrocken an, mit soviel Bangen, mit fragender Angst im Blick — „dann, Mutter, dann schreibe ich nicht mehr.“

Zweiter Teil

5. Kapitel

Vom Kap der Guten Hoffnung winkt Blinkfeuer durch die Nacht, es winkt dem grossen Dreimastsegelschoner, der mit viel Stückgut, mit Kohlen und allen Arten Fracht von Plymouth nach Kapstadt fährt.

In der äquatorialen Zone Tag für Tag auch auf dem Ozean die gleiche erschlaffende Schwüle. Wellen und Winde haben geschlafen. Müde, bleierne Langsamkeit, lähmende Flaute. Nur die Menschen schlafen nicht. In den Kojen ist es nicht auszuhalten, nach Kühlung lechzend liegen die Menschen auf Deck zwischen Kisten und Tauwerk und blicken verzweifelt auf zum sternenbesäten leuchtenden Himmel. Delphine spielen ums Schiff, blaugrau mit schillerndem Rücken, ein Hai folgt schon seit Tagen. Aber man wirft keinen fetten Köder nach ihm aus, um ihn zu fangen, dann an Deck zu ziehen, ihn zu bespucken und zu beschimpfen: ‚Räuber, Mörder, Menschenfresser!' — in grausamer Quälerei manches Leben an ihm zu rächen. Man droht ihm nur mit der Faust, zu anderem ist man zu matt, zu schlapp. Und immer noch kein Blasen in die feuchte Schwüle hinein, kein Wehen in die Segel, sie hängen schlaff. Wie festgehalten das Schiff von einer Hand aus der Tiefe. Tag und Nacht werfen die Heizer der Hilfsmaschine Kohlen in den gefrässigen Schlund; wenn man die Dampfmaschine nicht hätte, man würde noch später Kapstadt anlaufen, als man es so schon anlaufen wird.

Aber jetzt, endlich! Als wolle die „California" einholen, was sie versäumt, so fliegt sie jetzt dahin. Westliche Winde, plötzlich stark und stärker. Böen, die schon tagelang ringsherum am Himmel gestanden haben, ballen sich schnell, der Sturm bricht los. Schnell alle Luken geschlossen, von den Segeln nur wenige nicht gerefft; das Schiff schlingert und rollt und schlägt, der Kapitän verlässt die Kommandobrücke nicht mehr, der Steuermann hält das Steuerrad krampfhaft fest. Gewaltiger Winddruck legt den Schoner ganz auf die Seite, hocherregte Wogen schäumen über das Deck, bis über die Brücke, spülen bis in die Innenräume hinein. Weh dem, der sich nicht anbindet oder sich nicht festhält mit allen Kräften.

Aber nun lautes, erregtes Vogelgeschrei, um die Maste schlagen zwei majestätische Albatrosse ihre bräunlichen Schwingen, dunkle Sturmvögel umkreischen sie und zeternde Kaptauben mit rotem Schnabel und roten Füssen. Ein Konzert, das nicht lieblich klingt, aber die Matrosen hören es gern: diese Vögel, die künden Land, man muss nah der afrikanischen Küste sein. Und sieh, schon winkt Blinkfeuer von Norden her! Das kommt vom Leuchtturm der Robbeninsel, die in der Tafelbai dicht vorm Hafen von Kapstadt liegt. Vergessen sind Sturm und Wellengüsse des offnen Meeres, bis auf die Haut nass lachen vergnügt die Matrosen: morgen wird die Lotsenflagge gesetzt, morgen Kapstadt, schönes Kapstadt. Da werden sie es sich wohl sein lassen. —

Der Lotse war an Bord gekommen und mit ihm die Hafenkontrolle: „Gesundheitszustand an Bord?"

„Alles wohl; kein Kranker."

„Auch keine Ratten an Bord, die Verschlepper von Seuchen?"

„Nicht eine."

„Well, alles in Ordnung. Passagiere?"

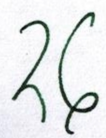
„Nur einer."

„Engländer? Franzose?"

„Deutscher. Von der Rettungsgesellschaft überwiesen. Wird hier in Kapstadt übernommen vom ‚Saviour', auf Hog-Island abgesetzt. Der neue Wächter."

„Papiere?"

Der Kapitän lacht: „Für die Schweineinsel braucht keiner Papiere."



Der Kontrollarzt sah nach dem Mann hin, der an der Reling stand, die Arme gekreuzt, und unverwandt nach dem Tafelberg sah. Der gigantische Koloss, seine gewohnte Wolkendecke über der mächtigen Tafel, überragte alles.

„Der Mann ist noch jung, sieht nicht übel aus. Was mag er ausgefressen haben? Hog-Island — na, ich danke!"

„Ausgefressen? Weiss nicht." Der Kapitän zuckte die Achseln. „Spricht gut Englisch, aber viel gesprochen hat er unterwegs nicht. Nur das Nötigste. He, Sir, machen Sie sich bereit!" Er winkte dem Mann an der Reling hinüber: „Gleich schlägt die Abschiedsstunde für Sie. Der ‚Saviour' wird schon längst auf Sie warten — wir sind überfällig."

„Well", sagte der Mann an der Reling auch. Blieb ruhig stehen und sah wieder wie vorher das grosse Bild vor sich an.

Also das war Kapstadt! Eine grosse moderne Stadt mit elektrischen Bahnen und Autos, mit Parkanlagen und Vergnügungsetablissements — ein elegantes Seebad, wie es schien, dicht dabei, Musik, Strandkörbe, wimpelnde Fähnchen — eine Eisenbahn auf kühnen Viadukten, schöne Villen, hoch aufgestockte Warenhäuser, und nah bei all diesem ein Hottentottenkral mit elenden Hütten. Bis an die Wand des Tafelbergs hinan stiegen Häuser, er sah sie wie kleine weisse Tierchen, die am Fuss des Giganten versuchten in die Höhe zu kriechen. Eine Drahtseilbahn schwebte an senkrechter Steilwand hinauf, und eine Wasserleitung kam durch eine Schlucht des nackten Gesteins in kühner Rinne herunter.

Schiffe und Wimpel aller Nationen — wenig deutsche darunter — im Hafen. Dessen Hufeisenform, von zwei weit ins Meer reichenden Molen umschlossen, übervoll. Welch ein Gewimmel, kein weiteres Schiff schien mehr Platz darin zu finden. Und doch lief eben jetzt noch ein neues ein, ein kleiner Zweimastsegelschoner, er hisste neben der englischen die australische Flagge: „Saviour"!

Der Wartende an der Reling blickte nachdenklich, ein Kampf war in seinem Gesicht, ein Entschluss wollte aufsteigen: rasch, dann musste er aber rasch machen, wenn er noch einen Brief nach Europa aufgeben wollte! Er musste sofort an Bord gehen. Aber hier war die letzte Poststation. Sollte er noch einen Brief schreiben, einen Brief an die Mutter? Es war ihm auf einmal, als müsse er's tun. So lange hatte er nicht geschrieben! Er fasste sich an den Kopf: war's möglich, drei Jahre nicht mehr? Er hatte sie sehr lange ohne Nachricht gelassen. Aber sie wusste ja: wenn ich nicht schreibe, dann geht mir's nicht gut.

Vielleicht jetzt doch ein paar Zeilen? Das Herz liess ihm keine Ruhe. Aber wenn sie nun erfuhr, dein Sohn ist so weit, so fern, als wäre er ganz aus der Welt, ein Brief von dir kann ihn nicht erreichen, war das nicht noch schlimmer für sie? So konnte sie doch immer noch hoffen: bald kommt ein Brief, in einem Monat, in einer Woche, übermorgen vielleicht, ach, vielleicht schon morgen! Sollte er ihr auch noch die Hoffnung nehmen?! Vor seine Augen, die starr auf das grosse Bild von Stadt und Berg blickten, legte es sich wie ein Flor. Nein, er schrieb auch nicht von dieser letzten Station; und wenn es ihn auch danach verlangte, nur einen kurzen Gruss, nur ein einziges „Geliebte Mutter" zu schreiben. Nein, er schrieb nicht. Da war ja auch der ‚Saviour' — also keine Zeit, keine Zeit mehr!

Der neue Wächter von Hog-Island schulterte seine Kiste. Sie war schwer, nicht durch Kleidung, obgleich man ihn ausgestattet hatte mit Pelz und warmen Wollsachen, aber Handwerkszeug war darin, unentbehrliches Nutzgerät — fünf Jahre lang hatte auf Hog-Island kein Wächter mehr gewohnt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Wächter gesucht für Wachtposten auf Hog-Island, vulkanische Insel der Crozetgruppe" hatte er in dem Zeitungsblatt gelesen, das losgerissen, von irgend jemandem verloren oder weggeworfen, hingeweht auf der Bank lag, die er aufgesucht hatte, um die Nacht auf ihr zu verbringen. Er hatte kein Geld für anderes Logis mehr,

nur so viel noch, um nicht gerade Hungers zu sterben. Mit hastigen Blicken hatte er die Annonce durchflogen. Die Adresse, bei der die Bewerber sich melden sollten, war auch angegeben:

„Zweigstelle der Rettungsgesellschaft für Schiffbrüchige, Plymouth (England), Hauptsitz in Sydney (Australien)."

War er nicht auch einer, der Schiffbruch gelitten hatte? Er würde sich sofort melden, was konnte ihm denn noch Besseres werden, als dort anzukommen? Wenn nur ein Sturm von Bewerbern ihn nicht von vornherein ausschloss!? Und dass er Deutscher war! Sie würden Engländer vorziehen. Aber diese Annonce war doch nicht ohne Absicht auch in einer deutschen Zeitung erschienen. Er schrieb sofort: „Ich bin Mitte der Zwanzig, gesund, jeder Anstrengung gewachsen." Wenn sie ihm das Reisegeld schicken würden, wäre er sofort bereit, nach Plymouth zu kommen, sich vorzustellen. Und wenn sie ihn wollten, dann wäre er ebensofort bereit, hinzugehen, wohin sie ihn schickten. Insel der Crozetgruppe — wo war die? Vergebens suchte er in seinem Gedächtnis nach: nichts von Crozetinseln darin. Wo lagen die Inseln, in welchem Ozean?! Aber gleichviel, wo es war — ein Posten, ein Posten! Wenn er ihn nur bekam! — —

Er bekam ihn. Er war der einzige Bewerber gewesen. Die Schiffsgesellschaft telegraphierte sogar. Beim englischen Konsul konnte er sich die Fahrkarte nach Plymouth abholen; und einen Zehrpfennig dazu. Den nahm er, wie etwas ihm von Rechts wegen Gebührendes: er trug ja sich selber zum Markt. Denn nun wusste er: Crozetinseln zwischen 40. und 50. Breitegrad und 50. und 60. Längegrad gelegen, im subantarktischen Meer. Und wenn das Gehalt des Wächters noch zehnmal höher wäre als es war, freiwillig ging da keiner hin. Nur er.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Auf der Schweineinsel — aber Schweine sind nicht mehr da" — sagte Kapitän Flimers, der den „Saviour" befehligte, „bin ich früher öfter gewesen, als Hardy noch lebte. Ich weiss jetzt nicht, wie es da aussieht. Nötig ist's jedenfalls, dass einer hinkommt. Wenn auch selten genug Schiffe vorbeikommen, Blinkfeuer muss doch brennen und abwinken, die Klippen sind verdammt gefährlich da. Und die Eisberge können's auch sein. Wir füllen jetzt wieder das Depot dort nach, haben 'ne Masse Konserven an Bord und Holz und Kohlen. Sie wissen, Herr, dass nichts abhanden kommen darf." Kapitän Flimers, der sonst alles duzte, was nicht gleichen Rang hatte mit ihm, sagte „Herr"! Und der neue Wächter war doch nicht besser gekleidet als der frühere, wenn sein Lederwams auch nicht abgeschabt war und die hohen Stiefel aus ungegerbtem Rindleder noch neu. „Wissen Sie, Herr, die Matrosen, die damals mit der ‚Tamaris' dort strandeten, wären nicht bis auf zwei alle verhungert, wenn das Depot nicht leergefressen gewesen wäre von den Robbenschlägern und Walfischfängern. Es ist ein Gewehr für Sie beim Gepäck, knallen Sie nur ordentlich los, Sir, wenn die Kerls mal wiederkommen sollten und dreist werden. Und wissen Sie" — der Alte kniff eines seiner Augen zu und plinkte nach dem Schiffsvolk hin, das meist aus Eingeborenen, Hottentotten und Negern bestand — „die Crew, die glaubt steif und fest, der alte Hardy lebt noch. Dreizehn Jahre hat er auf der Schweineinsel gesessen, er kann sich noch immer nicht von der trennen. Als wir ihn das letztemal — vor sechs Jahren — besuchten, fanden wir ihn zwar tot und haben ihn da begraben, wo die verhungerten Matrosen von der ‚Tamaris' liegen, haben einen Lavablock auf sein Grab gewälzt und darauf gepinselt: ‚Hier liegt Hardy, der Freund der Schiffbrüchigen.' Aber was die Crew ist, die sagt: ‚Er ist noch da.' Und weil er keine Gallone Petroleum mehr vorrätig hat, um das Blinkfeuer auf der Klippe zu speisen, steigt er auf den alten Vulkan, hoch auf der Mitte der Insel, und spuckt von da, aus dem Kraterloch, Funken und Flammen."

Der neue Wächter hatte aufmerksam zugehört. „Ist nach diesem Hardy denn kein Wächter mehr dagewesen?"

„Ja, noch einer. Ich habe ihn selber hingebracht. Auch ein Deutscher wie Sie — mächtig heruntergekommen. Er sagte kein Wort; noch 'n junger Mensch — auch wie Sie. Als wir nach 'nem Jahr wiederkamen, zogen wir weit draussen schon die Flagge auf.

Als wir in die Bucht einliefen, winkten und schrien wir. Früher, der Hardy, der ist immer an den Strand gelaufen gekommen, sowie er uns nur von weitem sah — der aber kam nicht. Das Wohnhaus, das Depot daneben wie immer. Wir riefen, wir schrien, aber kein Wächter. Wir suchten nach ihm, nichts zu finden. Wir blieben zwei Tage; als er dann noch immer nicht kam, fuhren wir wieder ab."

Ein starker Luftstrom kam plötzlich, fuhr dem „Saviour" kalt in die Takelage und dem neuen Wächter bis ins innerste Mark; er erschauerte. Die See war spitz und kraus, das Wasser in wirrer Bewegung; eine Schar Eisvögel und Albatrosse strich tief übers Deck mit laut schreiendem Gelächter.

„Man merkt's schon, 'ne andere Luft", sagte Kapitän Flimers und lachte, als er sah, dass der andere das Lederwams, das er vorher offen gehabt hatte, sich fester zuknöpfte. Mit dem warmen Wasser ist es nun vorbei, Sie werden jetzt nicht mehr schwitzen, Herr — wie ist doch der Name?"

„Sagen Sie: Hans. Das genügt."

„Wie Sie wollen." Der Kapitän machte plötzlich grosse Augen: aha, also auch darin ganz wie der Letzte! Der hatte seinen Vatersnamen auch nicht gesagt. Sie schwiegen beide.

Blaue und grüne Töne spielten im Meer untereinander. Sie beobachteten stumm, jeder in seinen Gedanken, wie das kalte Wasser der Oberfläche von grüner Farbe mit dem Blau aus arktischen Tiefen im Kampfe lag. Und da plötzlich — wie ein Ruck geht's durchs Schiff, alle Augen blicken, alle Mäuler sperren sich auf: da, da, Wale! Eine Herde von wohl hundert Walen ganz in der Nähe! Sie spielten ums Schiff, sprangen im Wasser, lagen auf dem Rücken, streckten die weisse Kehle und den weisslichen Bauch nach oben, um dann wieder herumtaumelnd die scharfe Rückenflosse zu zeigen. Wale, Wale! Schade, dass — man kein Walfischfänger war!

Und auch andere Überraschungen genug. Ein grosser Dampfer hielt plötzlich auf den „Saviour" zu, ein Schiff der White-Star-Line zwischen Kapstadt und Australien verkehrend; es brachte gefrorenes Fleisch. Es hisste mit Flaggensignalen „Glückliche Reise" — der „Saviour" erwiderte „Glückliche Heimkehr".

Es war die letzte Begegnung mit der Welt und mit der sogenannten Kultur.

Nach einer grossen Pause fragte der in der empfindlich fühl gewordenen Luft Schaudernde und bleich Gerwordene plötzlich: „Haben Sie nie mehr etwas von jenem Wächter gehört?"

Das bis dahin vergnügte Gesicht des alten Seefahrers wurde ernsthaft, er zog die buschigen Brauen hoch und blickte den Fragenden scharf an: „Wie soll man was hören? Weg war er. Hat's nicht ausgehalten. Verflucht einsam. Wird wohl von der Klippe heruntergesprungen sein. Die Crew sagt: Hardy hat ihn ins Kraterloch geschmissen. Es wird dir doch nicht auch zu einsam sein, mein Junge?" Er sagte auf einmal nicht mehr „Herr" und sah den bleichen jungen Menschen fast mitleidig an.

Aber der lachte auf; es war etwas Trotziges in diesem Lachen, das Gesicht rötete sich wieder in tapferer Entschlossenheit. „Ich fürchte die Einsamkeit nicht. Im Gegenteil, ich erhoffe sie. Ich will nichts von der Welt. Herrlicher Zustand! Ich habe mir das schon lange gewünscht, denn" — er brach plötzlich ab, schloss die Lippen fest und beobachtete aufmerksam die Albatrosse, die mit ihren ausgebreiteten grossen Schwingen fast seinen Kopf streiften.

Ein entschlossener Bursche! Der Alte lächelte wohlgefällig: der hatte das Zeug, ein zweiter Hardy zu werden. Wenn nicht doch manches dagegen spräche. Er betrachtete heimlich das jetzt von ihm abgewandte Profil: ein verdammt gut aussehender Bursche, trotz der miserablen Kluft — und dann die Figur! Nach dem würden von hundert Weibern sich neunundneunzig die Finger lecken. Und er? Ob er die Weiber da so ganz entbehren konnte? Der Kapitän dachte an die eigene Jugendzeit, und dass er das nicht gekonnt hätte, obgleich er durchaus kein so gut aussehender Bursche gewesen war.

„Wir sind jetzt im Kühlen Wasser des subantarktischen Meeres," sagte er nach einer Weile ganz sachlich, „über zwölfhundert Seemeilen sind es noch bis zu den Crozets. Da



werden wir die ersten Eisberge vom Südpol vorbeisegeln sehen. Auch jetzt zu Anfang des Sommers.“

6. Kapitel

Sie waren im Nordosten der kleinen Insel gelandet, in der einzigen Bucht, in der man anlegen konnte. Die Bucht war nur klein, aber der „Saviour" war ja auch nicht gross, und Flimers manövrierte richtig, er kannte noch die Fahrrinne, man kam glatt hinein. An andrer Stelle ein Landen unmöglich. Von Klippen umstellt, mit spitzen Riffen und Nadeln zeigte Hog-Island die Zähne. Weiss schäumte die See am Inselrand empor, grub sich hinein in den alten Fels, der vor Jahrtausenden aus Lava erstarrt war, bildete Grotten und Höhlen, Säulengänge, durch die das Meer brauste, und Zacken, an denen es sich rieb. Klippen über dem Wasser, Klippen auch unter dem Wasser.

„Aha, da sind sie ja alle wieder", sagte Kapitän Flimers lachend und legte grüssend die Hand an die Mütze. Ein mächtiges Schwirren, Kreischen und Flattern, Hunderte und aber Hunderte von Vögeln fuhren aus ihren Löchern und Spalten. „Da, auch die anderen alten Bewohner!"

Der neue Wächter sah mit Staunen wohl an die hundert von grossen Robben, eine ganze Herde, die sich auf den Strandfelsen sonnte. Sie schienen zu schlafen. Aber als nun die Crew laut johlte und jubelte: „Da sind sie, da sind sie!" — Robbenfleisch und Pinguinenfleisch war nicht zu verachten, das Fett erst recht nicht — hob ein Robbenbulle das Haupt, blähte den dicken Hals gewaltig und liess aus aufgesperrtem Rachen eine laute Warnung erschallen. Es klang wie tiefes, dröhnendes Bellen. Im Augenblick war die ganze Herde munter. Mit grosser Geschwindigkeit — kaum zu begreifen wie sie es machten ohne Beine und Arme — rutschten sie alle dem Klippenrand zu, liessen sich an den Felswänden niedergleiten oder warfen sich auch gleich von oben herabspringend ins Meer.

„Sie werden nicht Langeweile haben, bei der Gesellschaft", sagte Flimers, „die ist immer besser als keine. Kluge Tiere, die Seelöwen; ganz gutmütig auch."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun hatten sie Holz und Kohlen abgeladen, ein paar Gallonen Petroleum für die Laterne auf der vordersten Klippe, alle die Büchsen und Konserven für das Depot und den Proviant für den Wächter auf ein Jahr. Nun blieben noch die Dächer von Haus und Schuppen auszubessern, denn wie die Winter, so hatten die Sommer auch harte Hände auf sie gelegt; von den rohen Mauern war viel abgebröckelt, von der Bedeckung der Dächer vieles aufgeflogen oder heruntergerutscht. Gut, dass es hier Binsen genug zu schneiden gab, harte, widerstandsfähige Halme, stärker als jedes Stroh. Und Steine gab es auch genug hier, die der Krater einst von oben heruntergespien. Lavaströme, Lavahaufen, Trümmerfelder. Die Spalten und Löcher der Wände wurden mit Moos zukalfatert, auch da und dort mit Brettern verschalt. Nun würde es schon zum Aushalten sein. Einen eisernen Ofen bekam der Wächter auch noch gesetzt; der alte Herd, vom Rost durchgefressen, lag in sich zusammengesunken, zerfallen am Boden. Nun konnte man sich wieder Feuer anmachen, und wenn's dem Neuen dann noch zu kalt war, konnte er in den Schlafsack kriechen; einer aus Rentierfell war noch vorhanden, und eine Pritsche stand auch noch da. Das waren ausser dem Häufchen Asche im Winkel und ein paar Fetzen zerrissener Männerkleidung die einzigen Spuren, dass einmal ein Wächter hier gewesen. Nein, doch nicht die einzigen. Ein Buch lag am schmutzigen Boden, breit auseinandergeblättert, beide Deckelhälften nach oben, als sei es achtlos der Hand entfallen. Kein gedrucktes Buch — einige Seiten beschrieben — altes, durch die Feuchte stockfleckig gewordenes vergilbtes Papier. Ein Tagebuch?! Und in Deutsch stand geschrieben:

„Vierundzwanzig Tage Nebel, undurchdringlicher Nebel.

Ich kann nicht mehr schlafen. O mein Gott, mein Gott, diese Einsamkeit, die —"

Weiter stand nichts mehr da. Abgebrochen. „O mein Gott", dachte der Neue. Aber dann schlug er sich auf die Brust, darin das Herz, plötzlich unruhig geworden, hämmerte, und versuchte ein Lächeln: so schlimm würde es schon nicht sein. Sich zum Kapitän wendend, der neugierig nach dem Fund hinblickte, sagte er: „Ein rechter Schlappier, mein Vorgänger hier", und steckte schnell das Buch ein.

Jetzt blieb nur noch das hölzerne Gerüst, dessen Mast, zwischen Blöcken eingerammt, auf der äussersten Klippe stand, wieder neu aufzurichten und gut zu befestigen. Die eiserne Kette, daran die schwere Laterne zum Auf- und Niederziehen hing, war noch da, aber die Laterne nicht mehr. Sie hatte nicht mehr gebrannt — wo war sie nun hingekommen? Hatte ein Sturm sie heruntergerissen, ins Meer geworfen — zornig stiess es hier gegen die Klippe an — oder war sie gestohlen worden? Aber wer sollte hier stehlen? Eine neue Laterne wurde von Bord geholt und gehisst.

Überall hatte der Neue mit Hand angelegt. Ungeduld liess ihn nicht rasten: wenn sie doch endlich fertig würden, dass sie hier fortkämen! Der rauhe Gesang der Crew, ihre unmelodischen Stimmen beleidigten die Stille hier; nicht, dass sie die erschüttert hätten, die Stille hier war ja viel zu gross, zu erhaben, aber sein Ohr wurde verletzt. Diese rohen Kerle mit ihrem verdammten Singsang! Auch die Hüter des Eilands, die Robben, schien dies Lärmen vertrieben zu haben. Keine von ihnen liess sich mehr sehen, nur ganz aus der Ferne hörte man zuweilen einen dumpfen Basston. Oder rief da das Meer? Er konnte die Stimmen noch nicht unterscheiden. Nur die Pinguine blieben auf die Dauer nicht fern, dreist kamen sie heraus vor ihre Wohnungen in den Klipplöchern; wie Menschen standen sie in Gruppen beisammen und unterhielten sich. Grosses Geschrei: Was gibt's Neues, was Neues? Von den Felsstufen äugten sie neugierig, wackelten hin und her, hinauf und hinab, spreizten die Flossenflügel, ohne sie recht spannen zu können, und stützten sich auf ihren Schwanz, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Goldhaarpinguine mit goldgelbem Schopf, kleinere Adelie pinguine und Eselspinguine mit dunklem Kopf, einen dreieckigen weissen Fleck auf jeder Wange. „Die schreien wie die Esel", erklärte der Kapitän, „darum heissen sie so".

Seltsame Vögel, dachte der Neue. Er kam sich wie in einem Märchen vor. Wenn nur die Störenfriede dieses Märchens erst weg wären! —

Kapitän Flimers nahm Abschied. Er sagte jetzt wieder „Sir". Der Neue war wirklich ein Herr, wenigstens einer gewesen; man merkte es, trotzdem der arbeitete wie einer, der nie etwas anderes getan hatte, als mit seinen Fäusten seinen Lebensunterhalt erworben.

Es war Morgen, als der „Saviour" wieder auslief, die kleine Bucht war sanft und still wie ein Binnensee. Es war der erste Monat des Sommers; November. Mit aufgeregtem Geschrei und einem Gekräh, das ganz wie Gelächter klang, nahmen die Pinguine, die sich massenhaft eingefunden hatten, auch Abschied.

„Good luck, Sir", sagte Kapitän Flimers und schüttelte dem Wächter die Hand. „Halten Sie sich wacker, bleiben Sie all right. Nächstes Jahr, ungefähr diese Zeit, sehen wir uns wieder. Mögen Sie dann nicht mehr bleiben, nehme ich Sie mit zurück — Sie sind vorerst nur auf ein Jahr verpflichtet."

„Good luck", sagte der neue Wächter.

Das Schiff fuhr ab. Die Crew, froh wieder aus dieser Einöde fortzukommen, sang, der Kapitän stand auf der Kommandobrücke und winkte. Der Wimpel winkte auch, der Wächter sah ihn noch winken, als draussen auf offener See schon grosse Sturmvögel das Schiff umkreischten. Er selber hatte nicht lange mehr nachgewinkt. —

Nun war Hans Pfahl ganz allein. Mit einem tiefen Aufatmen sah er sich um. Die Luft wunderbar rein, so rein, wie er noch nie eine geatmet zu haben glaubte. Und weich war sie auch, der Wind kam aus Westen. Jetzt hatten sie in Europa Winter, November war es dort, schon graue frostige eklige Tage — hier fing der Sommer an. Freilich mehr ein Vorfrühling. Noch war nichts grün; der Moosrasen, der den Boden, die Felsen, was da irgend von Fläche war, wie mit einer Haut überzog, war noch bräunlich, aber da

am Bach, der in zwei Wasserfällen zur See hinunterschoss, blühten schon an einem Tümpel, geschützt zwischen ein paar höheren Stauden, der kleine weisse Wasserstern und ein bleichgelber Hahnenfuss, genau so wie am Sumpf in der Heimat. Heimat — auf einmal dachte er an sie. Heimat —?! Er musste sich wirklich so fragen: hatte er denn ein Land, eine Stadt, irgendeinen Ort, die er Heimat nennen möchte? „Heimat" war nur seine Mutter. Er gedachte ihrer, hier auf dieser anderen Hälfte der Erdkugel, wo es jetzt Sommer wurde, mit einer plötzlichen, zärtlichen Sehnsucht. Wie sie wohl aussehen mochte? Fünf Jahre hatte er sie nicht gesehen, ihr drei Jahre nicht mehr geschrieben. Sie würde sich wohl sehr verändert haben, die gute Mutter; Kummer macht nicht jünger und nicht schöner, sie war grau geworden, die arme Frau. Sonderbar, dass das Verlangen nach ihr, das ihn sonst nur gestreift hatte, ihn jetzt so heftig überkam. Und gerade hier, wo doch nichts, gar nichts an sie erinnerte. Er hätte wirklich an sie schreiben sollen, schreiben müssen, noch von Kapstadt aus. Aber da ging es ihm ja noch nicht gut — das war seine Entschuldigung. Aber vielleicht kam ein Schiff vorbei, im Sommer leicht möglich, dann würde er Signale geben mit der Flagge, die im Schuppen lag, dann schickten sie ein Boot ab, und er konnte den Brief mitgeben. Im Tagebuch des. Wächters vor ihm waren noch viele leere Seiten — ein dickes Buch — die konnte er alle füllen, herausreissen und dann an seine Mutter schicken nach Hause. Schriftlich war doch manches leichter ihr zu sagen. Nach Hause? Nein, zu Hause war er jetzt hier; er fühlte sich bereits ganz heimisch. „Rauchen Sie nicht?" hatte der gutmütige Kaptiän ihn noch gefragt.

„Nein."

„Sie werden sich's angewöhnen, ein Wächter ohne Rauchen hält es nicht aus hier. Tabak, Pfeife finden Sie alles im Depot. Sie werden es brauchen."

Er würde es niemals brauchen. Wozu die gute Luft sich verderben. Hatte er drüben, da drüben — er hob abwinkend die Hand — nicht jahrelang den verpestenden Dunst guter und schlechter Zigarren und Zigaretten zur Genüge eingeatmet? Er würde sich nicht mehr ans Rauchen gewöhnen. Lieber pfeifen, wenn man sich wohlfühlt. Und Hans Pfahl pfiff, als er von der Bucht zu den Hütten hinaufstieg.

Hatten die Pinguine noch nie ein Pfeifen gehört? Sie kamen von rechts und von links, so eilig sie nur konnten, watschelten, rutschten voran, schlugen mit den kurzen Flügeln, die wie Flossen am schwarzen Rückenkleid hängen, reckten neugierig den kleinen dunklen Kopf, präsentierten gravitätisch die weisse Brust, drückten die Gurgel heraus und brachten Töne hervor, halb wie Krähen, halb wie Trompeten. Der Wächter streckte seine Hand nach ihnen aus; sie waren noch gar nicht menschenscheu, zutraulich kamen sie näher, erst sein lautes Lachen schreckte sie. Lachen hatten sie noch nie auf Hog-Island gehört. Mit den Pinguinen würde er schon gut freund werden, ob mit den Robben auch?

Kaum dass das Schiffsvolk die Insel verlassen hatte und das Schiff aus der Bucht war, sah er sie wieder. Ob er es wagen konnte, zwischen ihnen durch über die Klippen zu gehen? Sie hatten sich auf den Felsen gelagert, eine gedrängte Menge glänzender aalglatter Leiber. Es wälzten sich auch noch welche nah dem Wasserfall in dem Tümpel darunter. Er glaubte ihrer noch mehr als bei seiner Ankunft zu erblicken. Wie waren sie alle nur so schnell heraufgekommen? Es schwammen auch noch einige unten im Meer, er sah sie da spielen flink wie Delphine. Nun sprangen sie hoch, langten mit den Vorderflossen flink wie mit Händen nach oben, stützten sich auf den Hinterleib, schnellten sich weiter, kamen so geschwind am felsigen Ufer empor, dass auch sie bald hier oben lagen. Sie hoben die stumpfe, weisslich behaarte Schnauze zum Himmel, gähnten, kratzten sich mit den Hinterflossen und streckten sich dann faul aus.

Hans Pfahl stand still und beobachtete sie. Die Seelöwen beachteten ihn nicht. Nur ein ganz grosser, ein wahrer Riese von düsterem Grau, hob jetzt den Kopf in stolzer Haltung und sah ihn an. War das nicht derselbe, der neulich der Herde das Warnungssignal gegeben hatte? Aber dem einzelnen Menschen misstraute er nicht. Einen Moment Auge in Auge — grosse schwarze kluge Augen, wie Menschenaugen

mit verständigem Blick — dann streckte auch er sich sorglos hin. Wieviele waren beieinander? Der einsame Mensch begann sie zu zählen. Ganz grosse, ein paar Meter lange, und kleinere, schwarze und gesprenkelte, rötlichbraune, düstergraue und hellere graue, alte und junge; er glaubte das Alter ihnen ansehen zu können, bei den Jüngeren waren die kurzen Grannen des Hautfells schöner gefärbt. Da ein ganz besonderes Exemplar, lichtbraun und sehr glänzend! Auf dem feuchten, fast schlangenähnlich sich bindenden schlanken Leib, der eben dem Meer entstiegen, spiegelte sich die Sonne. Der eirunde Kopf, mehr schmal als dick, die Augen sehr gross. Gar kein hässliches Tier, man musste sich nur erst an den Anblick gewöhnen. Ein Weibchen. Er sah's, als sie sich auf den Rücken kehrte, auch den spiegelnden helleren Bauch von der Sonne bescheinen liess. Seltsames Wesen! Es durchschauerte ihn plötzlich: ‚haben rotes warmes Blut, gebären lebendige Junge', wie der Mensch auch, und ihre Heimat ist doch unten im eisigen Meer. Odysseus fiel ihm plötzlich ein. Ob die Wesen, die jener auf seiner Irrfahrt am Klippenrand lagern und ihn locken sah, vielleicht auch nichts anderes waren als diese hier? Die Sage nur hatte sie zu menschlichen Wesen gemacht.

Ob er sie einmal anrührte? Etwas hielt ihn zurück. Sie waren nass und sicher doch kalt. Ihn ekelte plötzlich: scheussliche glatte Leiber! Wieder überlief's ihn wie Schauder; er hob sein Gesicht empor, die Sonne schien, der Himmel war blau, aber die Sonne wärmte noch nicht. Ihn fror. — — —

Und wenn sie auch nach und nach wärmer schien, in den Stunden, wenn sie hoch stand, oft so heiss, dass er alles von sich werfen musste und barfuss ging, innerlich fror er doch. Vor Stille. Heute kam er von der Bucht herauf mit einer Angel. Es hatte ihn sehr nach einem Gericht von Fischen gelüstet, er hatte nun schon so lange immer dasselbe gegessen: geräuchertes Fleisch und Speck und Hülsenfrüchte. Er kochte mit Regenwasser, das fing er auf, denn zum Quell, der vom Berg herabkam, war es beschwerlich; dort schöpfte er nur, wenn er trinken wollte. Aber er hatte ja Zeit dazu. Stundenlang konnte man doch nicht bloss den Himmel betrachten, der weissblau und still, seltsam kalt in der Farbe, über einem stillen weissblauen Meere stand. Sommerhimmel. Abwechslungsreicher würden Meer und Himmel im Winter rein. Dann würden freilich kaum mehr die Schiffe fahren; jetzt sah er zuweilen welche, weit, ganz weit draussen, wie eine Fata Morgana. Handelsschiffe. Kamen sie von Afrika; wollten nach Australien? Woher? Wohin? Das interessierte ihn jetzt. Sie kamen der Insel nicht nah — was sollten sie auch auf den Inseln? Unfruchtbar, öde die Crozets, die Kerguelen, die Heard-Inseln — auf allen dasselbe, das Nichts. Er kannte keine von ihnen, aber er wusste, sie waren der seinen gleich. Er suchte sie sich auf der Karte, die an der Wand seiner Hütte hing. Ob die Inseln jetzt noch alle da waren? Die Karte war schon alt. Wer weiss, ob sie noch existierten! Vulkanische Inseln alle und unbewohnt; tausend Seemeilen von Hog-Island zu der nächsten von ihnen. Vielleicht hatte ein Seebeben sie längst hinuntergeschluckt, sie waren im Schoss der Unendlichkeit verschwunden.

Er sah zu dem Berg empor, der sich, ein Kegel oben mit abgeplattetem Gipfel, auf seiner Insel erhob. Da oben sollte ja Hardy noch sitzen, wie die Crew erzählte; von der wäre nie und nimmer einer hinaufgegangen, aber ihn, den neuen Wächter, würde der Alte droben nicht schrecken. Der Sommer war kurz hier, wenn er sich umsehen wollte in seinem Reich, dann musste es bald geschehen, sechs Wochen schon hatte er wie die Robben verfaulenzt, in nutzlosem Einerlei seine Tage verbracht. Noch war er nicht viel weiter gekommen als bis zu den Klippen und zu dem Kirchhof hinter dem Haus. Er nannte das Kirchhof, was unter der Nordostwand des Berges hinter Haus und Depot, lag. Auf dem grossen Block stand: „Hier liegt Hardy." Und darunter, in kleinerer Schrift: „Der Freund der Schiffbrüchigen." Noch andere Blöcke waren der Reihe nach aufgestellt: sieben Gräber der Matrosen von der „Tamaris", die einst hier verhungert waren. Namen standen nicht darauf. Auch ein Robbenschläger musste hier gestorben sein: „Lenart Stiernblad aus Tromsoe, 1910." Und dann — wie hatte denn der sich hierher verirrt — ein Franzose? Ein halbversunkenes Kreuz stand auf seinem Grab: „Monsieur

le Professeur Anatole Huludut“ — gewiss das Mitglied einer Expedition; sie hatte vielleicht den Durchgang der Venus vor der Sonnenscheibe beobachten wollen. Ein Gelehrter, ein Opfer der Wissenschaft. Oder auch einer, dem seine Welt zu eng gewesen, den es in die Ferne trieb, und der dann weit draussen zum Sterben kam. Man konnte viel hin und her raten, sich zusammendenken über fremde Schicksale, wenn man auf dem Begräbnisplatz hinter dem Hause stand.

Hans Pfahl stand oft da, sass sogar gern hier. Ein flacher Block bot ihm einen Sitz. Und Gras wuchs hier, grüneres, als es sich sonst auf Hog-Island fand. Weich und saftig, wie er Gras kannte, war das auch hier freilich nicht, es wucherte harthalmig in hohen Büscheln, ähnlich den Binsen, aber es war doch Gras. Gras! Er hatte oft förmliche Gier, sich darin auszustrecken. Aber der Grund unterm grünen Gras war sumpfig, man konnte nicht darin ruhen. Und sonst überall Flechten und Moose, kriechend und kurz; ausser den Binsen nichts Höheres, als auf dicken Stengeln wie Strünken, der Kerguelenkohl. Mit frohem Erstaunen hatte er ihn entdeckt: glich er nicht dem Kohl in der Heimat? Er kochte ihn, aber er vermochte ihn nicht zu essen, er schmeckte zu bitter, zu streng. Mochten ihn die Kaninchen denn fressen, zu vielen Tausenden hausten sie drin; Kaninchenloch bei Kaninchenloch, bei jedem Schritt versank man in eines. Tiere genug auf der Insel, von denen er sich hätte ernähren können: Kaninchen und Robben, Pinguine und andere Vögel, mit gelbem Schnabel, mit rotem Schnabel, mit breitem Entenschnabel, rauchbraune, graue, schwarzbäuchige, schneeweisse, sie schaukelten sich auf dem braunen Tang, der in dichten Streifen die Insel umgürtete, sich an mancher Stelle zu Meerwiesen weitete. Aber ihn ekelte, sich von Tieren zu nähren, die seine Genossen der Einsamkeit waren, die einzigen Gefährten seines Lebens hier.

Missgestimmt stieg er heute von der Bucht herauf, es war ihm nicht geglückt, einen Fisch zu fangen. Die Angel hatte sich in Lang wieder und wieder verfangen. Soviel Wasser rundum und doch keinen einzigen Fisch! Trotzdem Sonne am Himmel stand, waren doch die Häuser dort oben düster; graue Binsendächer, grau die Mauern, wildmuchernde Grasbüschel davor, das alles zusammen gab ein wildes, trauriges Bild. Und drinnen war's auch nicht viel besser: die Pritsche, der Ofen, der Tisch, die Bank, seine Kiste, und noch eine Kiste' über die seine Wolldecke hing; und an der Wand die Karte des Indischen Ozeans zur Orientierung. Weiter nichts. Er wunderte sich, dass ihm das zuerst nicht so trübselig erschienen war. Und wenn ihn auch anfangs die Menschen, die ihn herbegleitet, gestört hatten, es waren doch Menschen gewesen. Nun war er acht Wochen hier, seitdem hatte er keinen Menschen gesehen. Und wenn der Sommer erst um war, der kurze Sommer — drei Monate, länger kaum — dann durfte er auch Robbenschläger nicht mehr erwarten. Zuhause war jetzt Weihnachten gerade vorbei, das einzige Fest, das er immer mit Freude genossen hatte, die Mutter war stets so rührend dabei. Hier hatte er's ganz vergessen, dass Weihnachten war. Man wurde verwirrt durch das Grünen draussen, es verlieh selbst dem armseligen Moos tieferen Schimmer; den wenigen Pflanzen, die knospen durften, ein kurzes Erblühen. Unter fast grausamer Helle schimmerte das Meer wie weissglühendes Eisen, es spannte sich in seiner Unermesslichkeit glitzernd und gleissend, die Sonne stand über ihm in starrer Schönheit — sie lächelte nicht. Dass die Naturvölker Wasser und Luft anbeten, sich vor der Sonne verneigen, in Felsen und Öde rächende Götter vermuten, die Opfer erheischen, das begriff er hier. Nur der Mond war mild, wie ein Lämmermölkchen, weiss und zart, stellte er sich schüchtern am Himmel ein, als fürchte er sich vor dem Sonnenball, der sein fressendes Feuer — riesengross das brennende Rund — zögernd in blutigen Wellen erlöschen liess.

Das hätte Hans Pfahl niemals geglaubt, dass ein Sommer so weh tun könnte. Seine Lippen waren aufgesprungen, sein ganzer Körper mit schmerzhaften Blasen bedeckt; er durfte sich nicht entblössen wie bisher, nicht nackt gehen. Seufzend zog er wieder dicke Kleidung an; was für den Winter gut war, war hier auch für den Sommer gut, so konnten ihn wenigstens die Schnaken nicht stechen, diese langbeinigen beflügelten Quälgeister, die in Wolken über ihn herfielen. Auch die Scharen der kriechenden

Fliegen, die aus den Mauern der Hütte hervorkamen, waren lästig genug, sie hatten aber wenigstens keine Flügel, man konnte sich eher ihrer erwehren.

Auf der Klippe lagen die Robben von Schnaken umschwärmt, von Fliegen bedeckt. War ihre Haut so dick, dass das Kitzeln und Stechen sie nicht störte? Sie kratzten sich mit den Hinterflossen, und wenn's ihnen zu toll wurde, plumps, da lagen sie schon unten im Meer, tauchten, sprudelten, spülten alles ab, was sie störte. Glückliche Tiere! Er beneidete sie. Wasser rundum, Wasser so weit das Auge sah, Wasser so viel, dass Erdteile darin ertrinken konnten, eine ganze Welt, und doch kein Fisch, und doch nicht möglich zu baden. Von den Klippen konnte er nicht wie die Robben springen, und in der Bucht war Tang, überall wucherte der; die Hitze trieb ihn ins Wasser, aber wie Schlingen legte es sich um Arme und Beine, erdrosselte ihn fast. Wenn's nur erst Winter wäre! Nackt im Schnee sich wälzen, welche Erlösung. Das war dann wie ein erfrischendes Bad. Es gab Stunden, in denen der neue Wächter sich sagte: welche Torheit hast du begangen! Ist es denn wirklich so schlimm in der Welt gewesen, dass du es nicht mehr aushalten konntest in ihr? Warst du wirklich in ihr so auf den Hund gekommen, dass du sogar bereit warst, mit jenen zu gehen, die dich mehr als einmal dazu aufgefordert hatten?! — Mit Schaudern dachte er daran.

— — Still die Villa, draussen vor der Stadt liegt sie. Sie ist gross und schön, alle Läden geschlossen. Man braucht nur über den Zaun zu steigen. Der Wagen, mit dem der Chauffeur seinen Herrn um vier Uhr morgens aus dem Klub holen soll, steht schon vor der Tür. Jetzt ist's gegen drei. Kein Mensch ist auf der Strasse, sie ist einsam wie der Wald; der Hund wedelt, der Chauffeur hat ihm Fleisch gegeben, von der Gartenseite her steigt man ungehindert ein. Die gnädige Frau schläft, müde vom Ball, die Kinder schlafen, die Dienstboten schlafen, rasch packt man auf. Kostbare Teppiche, schwer sind sie, aber vier junge Kerle schaffen es schon. Man geht an den Schreibtisch, drinnen liegt Geld; Silbergeschirr lässt man stehen, aber die kleine Damenuhr mit Brillanten besetzt und den anderen Schmuck aus dem Ankleidezimmer der Dame nimmt man mit. Dann geht man wieder, man hat das Schleichen gelernt. Gut, dass niemand erwacht ist. Man steigt in den Wagen, der Chauffeur kurbelt an, fährt, was die Maschine hergibt, schon ist man weit fort. Und um vier steht das Auto bereits vor der Tür des Klubs, um seinen Herrn dort auf die Minute abzuholen. — —

Wie ist es möglich, dass er das damals hat geschehen lassen, sie nicht zurückgehalten hat, mit all seiner Kraft? Ihr Flüstern hat er belauscht im Asyl. Sie lachen ihn aus, dass er sie abbringen will davon: „Junge, du träumst — wenn du nicht die Klappe hältst, uns etwa verpfeifst, dann rein mit dir in den Kanal. Da ist schon mancher ersoffen, der nicht dicht halten konnte."

Ist ihm denn sein Leben so lieb gewesen, dass er geschwiegen hat, und dass er sich wehrt? Kein Schade um solch elendes Leben. Schon halten sie ihn gepackt, sie heben ihn hoch über die Mauereinfassung des Kanals — wie das Meer brandet und schäumt, das trübe Wasser leckt mit tausend Zungen nach ihm — er wehrt sich, schlägt um sich, nichts nützt ihm das, schon spritzen die Wogen ihn an, kalt läuft es ihm übers Gesicht, kalt rinnt es ihm durch alle Glieder — Hilfe, Hilfe!

Ein markerschütternder Ton gellt dem Schlafenden in die Ohren. Er fährt plötzlich auf: war's sein eigener Schrei?

Schiff, Schiff in Nebel, die Sirene heult.

Davon war er erwacht. Gott sei Dank, nur böse Träume! Aber der markerschütternde Ton bleibt. Auch in der Sommernacht plötzlicher Nebel draussen. Er rennt auf die Klippe: hat er nicht gestern abend die Laterne angezündet? Sie wie üblich gebisst? Sie ist erloschen, der Westwind hat sie zu stark geschaukelt. Er steckt sie aufs neue an. Nun brennt sie wieder — Blinklicht für irrende Schiffe. Noch tutet das Nebelhorn, noch heult angstvoll die Sirene. Er steht und friert und wartet und zittert, der Traum liegt ihm noch in allen Gliedern. Hardy fällt ihm ein, der Freund der Schiffbrüchigen — war er damals nicht auch ein Freund von Schiffbrüchigen gewesen? Er hatte die Vier nicht verraten, und nicht bloss darum nicht, weil sie ihn mit dem Tode bedroht hatten. Er



war geflohen, nicht bloss aus dem Asyl, wo alle Nacht die Polizeistreife kam, mit einer elektrischen Laterne die Schlafenden ableuchtete — er war geflohen vor sich selber.

Hier konnte er ruhiger schlafen, keine Polizeistreife, die nach Verbrechern sucht. Er war wieder zu seiner Hütte zurückgelaufen, die Sirene schmieg jetzt, das Schiff, durch sein Blinklicht orientiert, setzte nun wohl die Fahrt fort. Nacht. Dunkeläugige, weltabgeschiedene Nacht. Er hörte nichts mehr. Bäume gab es ja nicht, die mit Blättern rauschen; Gras und Moose säuseln nicht, sie sind stumm, ewig stumm, auch wenn der Wind über sie hinfährt. Und auch der war plötzlich stumm geworden, der Nebel war, stärker als er, hatte seinen Sack über alles gezogen; selbst das Meer wurde nicht laut.

In einen abgrundtiefen, bleiernen Schlaf verfiel der einsame Mensch, vielleicht der einsamste in der ganzen Welt. —

Wo waren die Robben diese Nacht gewesen? Hans Pfahl war froh, als er sie am anderen Morgen erblickte. Sie schliefen im tiefen Meer, aber beim ersten Lichtstrahl erkletterten sie die Felsen, lagerten oben, erwarteten mit heiserem Bellen die Sonne. Auch ihn begrüssten sie jetzt. Er kannte sie alle. „Big Ben" nannte er den ganz Grossen. Wenn der auch grimmig tat, das Maul aufriss, knurrend wie ein bissiger Hund die Zähne zeigte, er war nicht böse, wenigstens jetzt nicht. Zur Brunftzeit mochte es anders sein, da waren viele Risse im glatten Fell, verharschte Narben, die anzeigten, dass dieser Alte mit jüngeren Nebenbuhlern wilde Kämpfe ausfocht. Hier war er Herr und Gebieter, die ganze Herde ihm untertan. Die schlanke Lichtbraune schien die am meisten von ihm bevorzugte. Hans Pfahl sah oft, wie die borstigen weissen Schnauzhaare über das schöne Fell hinglitten; Big Ben küsste sie, das zarte Tier duckte sich dann, es schien dein Menschen, als ob es zitterte. Was waren alle anderen für hässliche Tiere gegen diese junge Seelöwin! Keine kam ihr an Grazie gleich; wie behend sie sich schlängelte, wie klug sie ihr glattes Köpfchen hob! Er hatte ihr's angewöhnt, dass sie kam, wenn er pfiff. Er lockte: „Darling, Darling", und wenn sie auch gerade badete, gleich tauchte sie auf, kletterte an der Klippe empor, lag zu seinen Füssen und hob den Blick zu ihm auf — grosse schöne unergründliche Augen. Was dachte das Tier?

Wenn er sie einen Tag nicht sah, beunruhigte er sich: war sie verunglückt? Auch Robben können verunglücken. Oder hatte sie andere Gestade aufgesucht? Robben wandern. Darling war ihm wie Hund, wie Katze, sein Haustier; mehr als das, seine Freundin. Oft setzte er sich auf der Klippe nieder, dann kam sie angerutscht, legte den Kopf auf seine Knie, sah ihn an, stiess seine Hand mit der Schnauze, wünschte geliebkost zu sein. Und er kraulte sie, streichelte wieder und wieder ihr glänzendes Fell, er hatte jetzt keine Scheu mehr vor dem kalten und glatten Leibe; in eine seltsame Stimmung versank er dabei. Wachte er? Träumte er? Seine Hand streichelte nur noch mechanisch, seine Gedanken waren weit, weit fort, gingen zurück in erste Jugend — Knabe und Mädchen — traurig und doch schmerzlich süss, eine Erinnerung! Kalte und glatte Glieder, bei Nacht sich an ihn schmiegend, nach Zärtlichkeit suchten sie im verlassenen Zimmer — Louisa! So hastig, so plötzlich sprang er auf, dass er das erschreckte Tier verscheuchte.

7. Kapitel

Ströme basaltischer Lava rannen nieder von der stumpfen Kuppe des Berges, ihr Grauschwarz, durchsetzt vom rostfarbenen Rot ausgebrannter Schlacken. Ein Anstieg, öde und traurig und mühselig auch. Grosse Blöcke musste Hans Pfahl überklettern, Risse im Gestein, die sich nach unten in tiefe Schlünde erweiterten, umgehen. Am liebsten wäre er umgekehrt, seine Kräfte, die er im täglichen Einerlei nicht genug üben konnte, wollten versagen, aber er zwang sie: hinauf, ehe der Winter kam!

Als Anfang des Sommers sich das Schiff der Insel genähert, da hatte man zuerst nur den Kegel mit seiner weissen Kuppe gesehen, unmittelbar schien er dem Meer zu entsteigen, erst später entdeckte das Auge stufenförmiges Vorland. Heute war der Berg ohne Schnee; aber nicht lange mehr, und er würde wieder weiss sein. Die Tage, unendlich in ihrer Einförmigkeit, schwanden doch schnell, jetzt allzu schnell. Am Morgen aufstehen, die Hütte fegen, dann zu den Robben, bei Darling auf der Klippe sitzen. Dann zurück in die Hütte, ein Essen bereiten, dann wieder hinauf zur Klippe, bei Darling sich sonnen, bis der letzte Rest Wärme verschwunden war. „Gute Nacht, Darling" — sie sprang ins Meer. In der Hütte Zwielicht. Noch durfte er sich kein Lämpchen anzünden; soundso viel Kannen Petroleum nur waren für den eigenen Bedarf, er musste sparen — acht Monate Winter und keine Sonne. Tage ohne Abwechslung, einer von ihnen wie der andere, Lage ohne Kummer und ohne Freude. Und doch sah er sie schwinden mit einer gewissen Angst, er hätte jeden Tag festhalten mögen. Wenn er auf seiner Pritsche sass, die Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf zwischen die Hände, grau und grauer kroch es dann aus den Winkeln und legte sich schwer auf ihn.

Der zwischen Geröll und Blöcken Kletternde hastete, als sei der Winter schon jetzt hinter ihm. Wenn es erst Winter war — mein Gott, wie musste der Winter hier sein?!

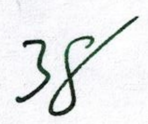
„Vierundzwanzig Tage Nebel, undurchdringlicher Nebel.

Ich kann nicht schlafen — mein Gott, o mein Gott, diese Einsamkeit —"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie hatte es Hardy nur dreizehn Jahre hier aushalten können?! Der hatte eben alles von sich getan, was Wünschen heisst — ein alter Mann. Hatte er das denn nicht auch getan? Aber nachts, wenn er sich ruhelos warf — o diese verdammten Moskitos und die Fliegen! — dann wünschte er: ein Weib, ach ein Weib, für eine einzige Stunde! Er hatte genug von ihnen gekostet, Bitteres und Süsses; des Bitteren: war mehr, noch schmeckte er's gallig, und doch wünschte er jetzt eine von ihnen herbei. Das Mädchen mit den Apfelsinen? Die gute Lene? Die Dame mit dem Auto, die gnädige Frau, die ihren Mann mit ihm betrog? Hatte sie ihn wirklich geliebt oder nur Liebe vorgegeben? Er stöhnte, er kniff sich ins eigene Fleisch — die Hölle, wenn man noch jung ist!

Hier aber schien in Wirklichkeit jetzt die Hölle. Er hatte beim Klettern in einen hohen Grasbüschel gegriffen, um sich beim steilen Aufwärtsklimmen daran festzuhalten. Mit einem Aufschrei zog er die Hand zurück. Heiss, plötzlich sehr heiss, der Boden glüht. Das Gras versengt, Moospolster, die er bisher auf den Blöcken gesehen, zerstört, nur noch verbrannte Flecken. Das kam nicht von der Sonne, unterirdisches Feuer musste hier immer noch brennen. Als er die Grasstaude herausriss, schien ihre Wurzel ihm wie gekocht, Dämpfe stiegen auf. „Der alte Hardy, der kocht", würde das Schiffsvolk sagen. Der alte Vulkan ist also noch immer nicht tot, dachte er. Es überrieselte ihn seltsam, aber rasch kletterte er weiter. Der Alte sollte ihn doch nicht abschrecken, wenn er auch kochte!



Sieh da! Er atmete jauchzend auf, da, nach der heissen Stelle, wenige Schritte nur, eine tiefe Mulde, und in ihr, sanft eingebettet, ein grünes Rund. Rankender Bärlapp — ah, den gab's auch in Wäldern der Heimat — und Blumen! Nicht nur die Kerguelennelke und den kleinen weissblühenden Wasserstern wie an dem schmutzigen Tümpel der Robben, nein wirkliche Blumen, wie er sie lange nicht mehr gesehen hatte. Goldene Ranunkeln und auf schwankem Stengel blaue Glocken, weiss- und rotblühende Erika; und in dem Spalt eines Lavablocks, unter seine Wölbung geduckt, wahrhaftig Farne, grün und frisch, von den Tropfen befeuchtet, die von der Wölbung des Steins auf sie niederfielen. Ein Bächlein rieselte, ganz schmal, ganz dünn, man hörte seine leise Stimme nicht, aber mit einem Laut des Entzückens warf der Verschmachtete sich neben ihm hin, näherte seinen Mund dem rinnenden Nass, schlürfte es, leckte es von den Steinen. O köstliches Wasser! Solches hatte er nie mehr getrunken, seit Deutschland nicht mehr; hier auf der Insel war es sonst trüb und kein Filtrieren gab ihm Reinheit und Wohlgeschmack. Gesegnet sei Hardy! Dies hier war sein Garten. Der neue Wächter schwenkte i den Hut: „Alter Hardy, ich grüsse dich!" Dann neugestärkt weiter. Jetzt durch sumpfiges Nass; die ganze Kuppe hier oben war Sumpf, der Fuss sank tief ein. Eiswasser; es drang ihm durch die Stiefel, durch die Hosen, er watete knietief darin.

Weites Meer. Nun konnte er alles sehen — alles und doch nichts. Er hatte gehofft, von hier oben die anderen Crozets erblicken zu können—nichts von ihnen. Als seien es Unendlichkeiten von ihm bis zu jenen, so war es. Nichts von Possession-Island, und das war doch die grösste Insel der Crozets, er besuchte sie oft mit dem Finger, wenn er vor der Inselkarte an seiner Wand stand. Nicht einmal von der Pinguininsel, die ihm die nächste war, konnte er etwas sehen — oder sollte sie das vielleicht sein? Eine Wolke riss plötzlich, eine Nebelwand, sein Auge wurde scharf und schärfer, es gewöhnte sich an Entfernung und Blendung. Sieh, da war eine Felsenburg mit gewaltig ragenden Mauern. Senkrecht stieg sie aus dem Meere empor mit schroffen Zinnen und Spitzen, unersteiglich für Menschenfüsse, nur betretbar für jene, die dort in den Löchern und Nischen horsteten. Tausende und aber Tausende von weissen Punkten, die kleineren Pinguine, die grösseren Albatrosse; er sah sie die Burg umflattern und glaubte bis hierher tausendstimmiges Geschrei zu hören. Er kehrte sich ab: nein, da lebte kein einziger Mensch! Seine suchenden, enttäuschten Augen tränten und schmerzten — blendende Helle, grausames Licht — nichts als Meer, endloses Meer. Kein Schiff, kein Zeichen der Menschheit; wie vor Erschaffung der Welt, als Gott zuerst nur das Licht schuf. Ach, Menschen, wenn er doch nur irgendwo ein Werk von Menschenhand sähe! Ihn hungerte danach. Sieh da — ha! — was war das?! Ein Schiff, von Menschenband erbaut, mit Menschengütern befrachtet! Aber draussen, ganz weit draussen war es aufgetaucht, da wo Himmel und Meer zusammenfliessen. Es segelte langsam, aber es segelte doch, wurde deutlicher erkennbar, schwamm auf dem riesigen Ozean. Ein Schiff, ein Schiff! Er glaubte ganz klar jetzt Masten und Segel zu erkennen — ja, es war ein Schiff, sogar ein grosses Schiff, hoch gebaut, kein erbärmlicher Segelfutter. Er riss den Hut vom Kopf, er schwenkte ihn — lächerlich, zu glauben, sie könnten ihn sehen, ihn, eine winzige Mücke im All! Er schrie laut, in der weiten Unendlichkeit verhallte seine Stimme. Da stand er beschämt: hatte er geglaubt, dass die ihn hören könnten? Ein Schiff, ein Schiff! Es war die Freude, die ihm seine Schreie ausgepresst hatte.

Mit ausgestreckten Armen stand er noch lange; plötzlich sanken sie ihm herab, auch sein Kopf sank: nein, es war gar kein Schiff. Nichts von Masten und hochgebaut, nichts von dem, was die Phantasie ihm versprochen. Es war etwas anderes, ganz anderes — ein Eisberg. Durch die Sonne gelockt, von der wärmeren Strömung des Sommers in heftigen Weststürmen losgerissen aus einem Gefüge, das sonst völlig erstarrt ist, in Ewigkeit nicht schmilzt, kam er dahergeschwommen; auf einem niedrigeren Fuss, hoch und gewölbt ein mächtiger Buckel. Ein Gruss des Südpols, der erste Eisberg!

Und andere würden ihm folgen; Eisberge, Eistrümmer, vielleicht hier an seiner Küste landen, sich aufstauen, die kleine Insel erdrücken in ihrer Umarmung.

Der einsame Mensch stand wie erstarrt. Was er von dem Winter erhofft und was er auch bange geahnt hatte, es war alles, alles noch nicht das Wahre gewesen: jetzt fürchtete er. Wie die Schiffsleute, die vor Hardy hier oben sich fürchteten, so ging es auch ihm, er floh in grossen Sätzen den Berg hinunter. An Hardys Gärtchen vorbei, ohne sich wieder daran zu entzücken, am Bächlein vorbei, ohne daraus zu trinken, in zehnmal rascherer Zeit als er heraufgekommen, war er nun unten. Er rannte noch immer, gescheucht wie ein Flüchtender, nicht zu der Hütte, nein, zu der Klippe: „Darling, Darling!"

Sie war da. Er warf sich bei ihr nieder, er scheute die kalten und glatten Glieder nicht mehr, er schmiegte sich zitternd an, zwischen die ihn jetzt nicht mehr schreckenden, ihn schützenden Flossenarme.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Sommer schwand, allzu kurz war er gewesen, Dem ersten Eisberg waren noch andere gefolgt. Der Wächter sah sie kommen und wieder verschwinden, noch blieben sie nicht bei ihm hängen. Was ging ihr Segeln ihn weiter an? Er war ruhig geworden, mit stumpfer Gleichgültigkeit sah er dem Winter entgegen: mochte er kommen, schrecken sollte er ihn nun nicht mehr. Blassblau der Himmel, weisslicher alle Tage, aber noch immer hell. Des Menschen Interesse war jetzt bei anderem. Darling kam ihm verändert vor, langsamer, weniger spiellustig, sie blieb auch nicht lange mehr unten im Meer; seit gestern blieb sie ganz oben. Und als er heut sie besuchen kam, da lag ein kleines Robbenkind neben ihr, das sie zärtlich leckte. Sie hatte geboren. Big Ben kam herangeschnauft, kollerte das Junge mit der Schnauze herum, grunzte zufrieden und rutschte wieder von dannen. Er hatte so oft schon Vaterfreuden erlebt, es war ihm nichts Neues. Sie aber war die sorgsamste Mutter. Hans Pfahl war gerührt: ob Mensch, ob Tier, eine Mutter ist wie die andere. Und er dachte an seine eigene Mutter.

Darling beachtete ihren Freund und Gönner jetzt nicht sehr. Das Junge, ihr völliges Abbild, hatte bereits in den ersten Tagen sein Jugendkleid abgelegt — ein Häufchen hellseidiger weicher Pelzwolle lag am Boden — nun, lichtbraun, glatt und glänzend, war es das schönste Exemplar eines kleinen Seelöwen. Die Mutter spielte neckend mit ihm; wenn er auf sie hinauf kroch, schüttelte sie ihn wieder ab, nahm seinen kleinen Kopf ins Maul, tat, als wolle sie den seinen abbeissen, schüttelte ihr Kind, wälzte es, leckte es ab und gab Töne von sich, die klangen wie Lachen. Noch durfte der Kleine nicht ins Meer hinab. Die Mutter bewachte ihn aufmerksam; sowie er dem Rand der Klippe nahe kam, packte sie ihn in die Schnauze und trug ihn zurück. Der Mensch beobachtete staunend: wollte sie ihr Kind warnen? Konnte das denn noch nicht schwimmen? Ihre grossen Augen folgten ängstlich jeder Bewegung, wohl vierzehn Tage lang. Sie selber blieb auch auf dem Land, sprang nur ins Meer, um sich Fische zu holen, magerte ordentlich ab dabei, denn sie getraute sich nicht, länger im Meer zu bleiben. Endlich der Tag, an dem sie ihr Kleines mitnahm; schwimmen brauchte sie es wohl nicht zu lehren, das war ihm sicherlich angeboren. Als Hans Pfahl am Mittag zur gewohnten Stunde zur Klippe kam, war sie noch nicht wieder da. Big Ben sonnte sich wie immer, die anderen auch, aber sie und ihr Kind waren nicht unter ihnen. Am Abend auch nicht. Warum war Darling nicht wiedergekommen? Hatten sich Mutter und Kind zu einer anderen Robbenherde gesellt? Waren sie von Menschen gefangen worden, erschlagen? Aber Robbenschläger waren ja nicht in Sicht. Er pfiff, er lockte, er rief hundertmal: „Darling" — sie kam nicht. Auch am anderen Tag nicht. Ach, es war ihr etwas geschehen! Die Unruhe trieb ihn ständig zur Klippe. Am dritten Tag war sie endlich da — aber der kleine Seelöwe nicht. Ertrunken? Hatte er sich verirrt? War er von gierigen nimmersatten Albatrossen verschlungen worden? Stürmisch war es in diesen Tagen, grosse weisse und schwarze Albatrosse mit weit gebreiteten Flügeln, gierige Sturmvögel, hatten die Insel nach Beute schreiend umkreist.

Darling lag stumm, den Kopf zur Seite gesenkt. Wollte sie auch verenden? Er pfiff, er rief sie mit Schmeichelnamen, er lockte sie. Sie rührte sich nicht. Er kniete neben ihr nieder: „Darling, arme Darling, wo hast du dein Kind?" Er war erstaunt über die eigene

Stimme: wie weich die klang! Da hob sie den Kopf, wendete ihn ihm zu, sah ihn so traurig an aus tiefdunkeln unergründlichen Augen, und wie aus Menschenaugen liefen die Tränen. Sie beweinte ihr Kind.

Und er dachte wieder einmal an seine Mutter.

Sie hatte nicht geweint, als er Abschied von ihr nahm, aber in ihren Augen war unsägliche Trauer, dasselbe Mutterleid, das er jetzt in Darlings Augen sah. Er wendete seinen Blick ab — oh, die Mutter! Sie hatte ihn bis zur Haustür geleitet, leise, leise, damit sie den Vater nicht weckten. Es war noch früh am Morgen gewesen, die Sonne kaum aufgegangen, die Strasse ganz leer. Er trug seinen kleinen Koffer, sie hatte ihn an der anderen Hand gefasst, hielt die ganz fest, er fühlte es wie eine Umklammerung. So war sie mit ihm zur Haustür hinaus durchs Vorgärtchen gegangen. Sie hatten sich nichts mehr zu sagen gehabt, was gesagt werden musste, war gesagt. Nun war es ihr Schatten, der neben ihm hier auf der Klippe stand.

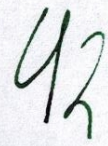
8. Kapitel

Als der Wächter an einem Morgen die Hüttentür aufmachte, war es draussen weiss. Zwar nur flüchtiger Schnee, er schmolz schon gegen Mittag, aber Schmutz, Feuchtigkeit, Wasserlachen blieben zurück. Mit Schaufel und Besen bahnte er sich seinen Weg zu den Robben. Die waren noch da, aber sie hatten sich von ihren gewohnten Plätzen zurückgezogen, drängten sich alle bei dem Tümpel zusammen, an dem sonst nur wenige lagen. Von ihrer Klippe hatten zwei Ungetüme Besitz ergriffen: riesengrosse scheussliche Leiber, wohl an fünf Meter lang, mächtige Köpfe, den Rachen aufgesperrt, den spitze Zähne bewehrten. Dicke Nasenwülste auf- und niederrunzelnd stierten sie dummglotzend drein. Der Wächter, der zuerst erschrocken war, musste fast lachen. See-Elefanten, anzusehen wie vorsintflutliche Ungeheuer. Er schleuderte Schneeschaufel und Besen nach ihnen, sie sollten sich hier von dannen scheren, aber sie kehrten sich gar nicht an ihn, blieben in gleicher Stellung, wie aus Stein, unbeweglich, den Rachen aufgesperrt, die Nasenhülste gebläht. Er klatschte in die Hände, schrie, scheuchte, alles umsonst; sie rührten sich nicht. Und nun sah er, da waren noch mehr solcher Riesentiere auf den nächsten Klippen, kaum waren sie vom Felsgestein zu unterscheiden. Mit der kälteren See mussten sie über Nacht gekommen sein. Würden sie bleiben, seine Freunde verdrängen? Wahrhaftig, dann würden ihm Robbenschläger willkommen sein; er wusste, See-Elefanten sind eifrig begehrte Beute. —

Er hatte unruhige Träume. Und Tag für Tag nieselnder Schnee, der, vom Westwind getrieben, alles in feuchte Schleier einwickelte. Wenig Sonne nur mehr. Ihre Scheibe war wohl noch sichtbar, aber sie zeigte sich wie ein blasser Mond. Noch war es nicht allzu kalt, der grimmigste Winter, das vollständige Totsein war noch nicht da. Noch war es zum Aushalten, die Glieder erfroren noch nicht. Aber diese ständige Feuchte, dieser ewig blasende Westwind machte auch kalt. Stete Winde. Mit beiden Armen musste er oft zur Nacht das Gerüst der Blinklichtlaterne umklammern, sonst hätte nicht viel gefehlt, dass er wie ein Albatros mit ausgebreiteten Sturmvogelschwingen hinabflog ins unruhige Meer.

Er hatte noch niemals gejagt, jetzt fing er an zu jagen: die Ratten in Hütte und Depot. Sie liessen ihm sonst keine Ruhe; fast gross wie Kaninchen, waren sie so dreist, dass er sich ihrer erwehren musste. Hier hörte die Tierfreundlichkeit auf. Es wurde ihm Sport, sie zu schiessen, zehn, zwanzig an einem Tag. Dann erst hatte er, wenn er schlief, seine Ruhe. Aber schlief er denn? Er verwachte Stunden und Stunden auf seiner Pritsche. Halb aufgerichtet horchte er auf das Heulen von Wasser und Wind. Das Blinklicht war sicher wiederum ausgeweht — wie hatte es Hardy nur gemacht, dieser Freund der Schiffbrüchigen, dass es ihm niemals erlosch? Horch, heulte da nicht eine Sirene, wurden da nicht Raketen abgeschossen? Er hörte schreien, schiessen, knallen — Hilfe, zu Hilfe! Menschen in Not, Schreie aus schwerer See — Nacht. Nacht, Nacht, nichts zu sehen — wo war die drohende Klippe, wo freie Fahrt?!

Es konnte geschehen, dass er wie ein Wilder zur Klippe hinaufstürzte oder auch hinunter an die Bucht, mit einem brennenden Holzscheit wie irrsinnig im Kreise herumrannte und das Feuerzeichen schwang — das mussten sie doch sehen. Aus vollem Halse brüllend, mischte er seine Warnrufe in das Donnern der sich heranwälzenden Wogen, in das Tosen, Schrillen und Pfeifen des Windes, der sich mit Nacht und Meer um die Herrschaft stritt. Fiebernd, von Angst angefeuert, von Befürchtungen gehetzt, rannte er, seinen Holzbrand hoch schwingend, am Strand auf und ab. Er hatte auch Raketen, Warnungssignale, er liess sie steigen, aber nichts antwortete ihm. Getäuscht.



Es war nichts gewesen; nur Wellengetöse und Windesstimmen. Todmüde schlich er zur Hütte zurück.

Waren es Träume gewesen, Phantasien? Aber er hatte doch so deutlich die Notsignale gehört, Menchenschreie, Stimmen der Angst; er wurde irre an sich selber. Wenn man sich nicht dagegen stemmte, man könnte wahnsinnig werden.

Es war gut für den Einsamen, dass eines Tages ein Schiff in Sicht kam, ein kleinerer Kutter. Der hatte keiner Signale bedurft, er musste die Fahrrinne kennen, glatt lief er ein in die Bucht. Ein Walfischfänger? Der Wächter ging den Schiffern freundlich entgegen: Menschen, Menschen! Und kühne, tiefgebräunte Gesichter. Aus den Ledervermummungen und zottigen Pelzhauben blickten scharfe wasserhelle Augen. Die Fünf schienen sich hier noch gut auszukennen, obgleich sie Jahre nicht hier gewesen seien, so sagten sie. Sie gingen gleich ins Depot, holten sich ungefragt, was sie brauchten; in der Hütte nahmen sie am Tisch Platz, einer warf sich der Länge nach auf die Pritsche und schnarchte gleich. „Sind wieder viele da?" war ihre erste Frage. Hans Pfahl wusste, wen sie meinten; er hätte lieber „nein" gesagt. Aber sie meinten ja wohl nur die See-Elefanten, waren auf die allein aus. Und doch konnte er eine geheime Besorgnis nicht bannen, unruhig ging er um die Fremden herum. Sie kamen von Kerguelen. Da auf der „Grünen Insel", wie sie die nannten, waren Goldhaarpinguine, grosse Königspinguine und andere der Sorte und mächtige Albatrosse zu Tausenden, sie nisteten da, die Felsen waren ganz weiss gekalkt, aber die dicken Fettsäcke, derentwegen sie die Inseln absuchten, die waren alle nach hier ausgerissen, man hatte sie schon bei der Anfahrt gesichtet.

Als sie zu den Klippen hinaufstiegen, ihr Jagdgebiet zu besichtigen, wie sie lachend sagten, ging er heimlich hinter ihnen her. Wenn doch die See-Elefanten sich davongemacht hätten! Aber da lagen die hässlichen Ungetüme, gleichgültig, gegen alles, wie immer dummglotzend oder schlafend. Die fünf Robbenschläger waren begeistert, am liebsten hätten sie gleich ihr Geschäft begonnen, aber Jack Seymour, ihr Anführer, wollte erst morgen früh anfangen. Man war jetzt zu müde. Den anderen Robben schienen sie weiter keine Beachtung zu schenken, Hans Pfahl war froh darüber; aber ein heimliches Grauen überrieselte ihn, als er den grimmigen Kerl sagen hörte: „Auch Seelöwen hier."

Die Fünf waren äusserst gut gelaunt: soviel Beute! Sie hatten ein Fässchen Sprit im Depot entdeckt, der Wächter konnte es nicht verhindern, sie schlugen es auf, sie tranken davon; er hoffte im stillen, sie würden sich so betrinken, dass sie morgen wie Klötze dalagen, vielleicht machten sich inzwischen die Robben davon. Er benutzte es, da sie ihn nicht beachteten, wieder zu den Klippen hinaufzurennen. Er zählte die See-Elefanten. Soviel er beim dämmernden Licht noch sehen konnte: zwanzig Stück. Auch Big Ben war da und einige seiner Weiber; er scheuchte sie, versuchte sie hinunter ins Meer zu treiben, aber der alte Bulle war gerade heute eigensinnig, er riss unwillig den Rachen auf und grunzte ihn an. Gott sei Dank, dass Darling nicht da war! Ob die Schlaue, die menschlich Kluge Verdacht geschöpft hatte? Er traute ihr's zu und atmete auf. —

Mit Keulen, mit gestachelten Lanzen, mit langen Spiessen ausgerüstet, rückten die Fünf am Morgen aus. Die See-Elefanten lagen ahnungslos, in sorglosem Hindämmern. Zwischen sie und den Rand der Klippen drängten die Menschen, mit Heulen und Schreien, mit allem möglichen Lärmen die Riesen einschüchternd und den Ausweg zur rettenden See ihnen abschneidend. Von Entsetzen gelähmt wagten die Aufgescheuchten kaum eine Gegenwehr. Zitternd, seufzend, wie Menschen klagend, liessen sie sich durch Keulenschläge betäuben; die Riesen liessen sich niedermachen wie harmlose Lämmer, über die der Wolf kommt. Einzig ein altes Männchen war streitbar. Es riss den Rachenschlund weit auf, seine Nasenwulst streckte sich lang wie ein Rüssel, in heftigen Stössen trompetete es, böse ging es auf den Verfolger los. Aber der Stoss mit einer Lanze, ihm tief in den Rachen, warf es zurück; zwei andere Verfolger sprangen zu, mit den wuchtigen Schlägen der schweren eichenen Keulen wurde das

sich wehrende Tier zu Tode geprügelt. In Strahlen sprang Blut aus der ledernen Haut, von strömendem Blut war der Boden genässt, wie ein Schwamm rot durchsogen. Und Triumphgeschrei, laut jubelndes Halali der glücklichen Jäger. Zehn der Riesen waren zur Strecke gebracht, die andere Hälfte zitterte, seufzte, rollte, taumelte sinnlos verängstigt untereinander, stürzte dann über die Leiber der Loten weg und flüchtete endlich ins Meer.

Entsetzt, angeekelt, empört musste Hans Pfahl das Morden geschehen lassen. Genug, genug, sie hatten ja mehr, als ihr Schiff bergen konnte! Vergebens hatte er versucht, Einhalt zu tun. Aber kann man der Gier der Menschen Einhalt tun? Waren die hier denn überhaupt Menschen? Schlächter! Ihre blutbespritzten Gesichter entstellt; wie die Fratzen Tollwütiger erschienen sie ihm. Ihre Hände trieften von Blut, sie wischten sich damit übers gierige Maul, und auch das wurde blutig. Niedermachen, niedermetzeln, gleichviel ob Tier oder Mensch, Blutrausch fragt nicht nach dem „Warum" und „Wozu". Der Wächter zitterte: sollte er seine Flinte ein Ziel suchen lassen? Er war der einzige, der eine hatte; wie von dunkler Ahnung getrieben, hatte er sie am Morgen übergehängt. Er nahm sie jetzt von der Schulter.

Die Schlächter hatten sich über die Opfer hergemacht, geschickte Schnitte ihrer Messer trennten die Haut von den mächtigen Fettwülsten: Speck, köstlicher Speck, ausgelassen der beste Tran. Finster, die Flinte in der hängenden Rechten, stand der einzig Unbeteiligte und sah ihrem Werk zu. Viel, viel, allzuviel! Aber sollten sie noch nicht genug haben? Hatte Seymour nicht gestern gesagt: „Auch Seelöwen hier!" Schon sahen sie sich jetzt nach den Seelöwen um. Oh, seine Tiere, seine treuen Gefährten! Die hatten sich nach dem Tümpel geflüchtet, verwirrt und erschreckt unterm stürzenden Wasserfall sich gesammelt. Big Ben stand Wache. Er hielt den Hals gestreckt, in der Erregung mit stolzer Haltung schützte er seine Weiber. Jetzt hob er sein Haupt, liess anhaltend drohendes, wildes Gebell erschallen. Ein wuchtiger Keulenschlag aufs stolz gehobene Haupt machte ihn für immer verstummen.

Hans Pfahl packte Seymour, hielt ihm den Arm fest — da lag Big Ben — Schmerz, Wut übermannten ihn: „Hands off!" Der alte Robbenschläger lachte ihm ins Gesicht: „Gute Felle — Sealskin!" Sich frei machend zeigte er mit der blutigen Hand: da, da, die Schlanke, Lichtbraune! Sie hatte sich im Schreck ganz aufgerichtet, zeigte ihren seidigen, schönfarbigen Bauch — Darling!

Da hob Hans Pfahl die Flinte und schlug auf den Graubärtigen an. —

Offne Feindschaft. Die Flinte war des Wächters einziger Schutz, und auch Schutz für die Tiere. Sonst wäre des Schlachtens kein Ende gewesen, bis die Nacht sank oder die Arme erlahmten. Er hatte mit erhobener Flinte vor seinen Tieren Posten gestanden, bis sie den Weg zur Rettung fanden, den zur Flucht in die Tiefe des Meeres. Er lachte der wütend gebrüllten Verwünschungen der Männer: ja, das wusste er, sie hätten ihn gern seinen Tieren nachgeschmissen — wer fragte denn, hier auch danach?! Aber die Flinte, die Flinte!

Die Arbeit beruhigte die ihn Feindlichen: Arbeit, viel Arbeit. Der Speck der Tiere wurde in Riesenstücken mit Stricken verschnürt, an ihnen heruntergeschleift bis zur Bucht. Ölige Fettstreifen kennzeichneten den Weg. Morgen ging's weiter so, und dann Verladung. Und wenn ihr Kutter untergehen sollte vor Last, mit musste alles. Auf Heard-Island hatten sie eine Station, da stand an der Corinthian-Bay, am Fuss von Rogers-Head ihr Robbenschlägerhaus, dort hatten sie schon Tranfässer liegen. Und zu denen kam nun, was sie aus diesen vielen Zentnern ausschmolzen. Ehe der Winter ganz da war, mussten sie eilen, denn von Heard-Island war die Kante des ewigen Eises nicht allzuweit, bei einer Abdrift drohten schon Eistrümmer und treibende Eisberge, man fror ein, eh man's gedacht, oder wurde zerdrückt.

So sehr Hans Pfahl den rohen Gesellen auch grollte, einer gewissen Bewunderung konnte er sich doch nicht erwehren: Mut hatten die. Oder zeigt der Mensch nur so grossen Mut, wenn er die Aussicht hat, sich zu bereichern? Seine leise sich regende Anerkennung verschwand bald wieder, als er sah, wie die von Fett triefenden Kerle in

seiner Hütte hausten. Sie verschlangen riesige Portionen von Robbenfleisch, das sie sich gebraten hatten. Big Ben schmeckte am besten, besser als Fleisch vom See-Elefanten, das schwärzlich war und nach Tran stank. Sie boten ihm von Big Ben an; er wies es von sich mit Abscheu.

Er musste sie dulden. Aber er war ständig auf seiner Hut, sass die ganze Nacht und auch die folgende in der Ecke auf seiner Kiste, hielt die Flinte zwischen den Knien und beobachtete sie. Aber sie dachten nicht mehr daran, ihm ans Leben zu wollen. Sie hatten so reiche Beute gemacht, dass sie gutmütig waren. Soviel Glück hatten sie noch auf keiner der anderen Inseln gehabt; auf Heard-Island hatten sie sogar einen Kameraden einscharren müssen — an Skorbut eingegangen — und ein anderer auf Kerguelen, der Trinkwasser holen wollte, war nicht mehr wiedergekommen. Ja, das Leben war hart, und bis sie in Freemantle an der australischen Küste vor Anker gingen, konnte noch der und jener abwracken. Aber das war doch alles längst nicht so schlimm, als hier auf der Schweineinsel zu sitzen. Armer Kerl! Sie betrachteten den Wächter mit einigen Mitleid. Sie tranken ihm zu mit dem Rest des Sprits, den sie aus dem Depot genommen hatten — gestohlen?! Sie lachten den Wächter aus, als der von „gestohlen" sprach. Wozu war das Depot denn da, wenn man sich nichts draus nehmen sollte?

„Für Schiffbrüchige."

„Schiffbrüchige sind wir alle in diesem Leben", sagte der alte Seymour. Er war einmal katholischer Christ gewesen, er machte verstohlen das Zeichen des Kreuzes. Wenn er auch manche Irrfahrt gemacht hatte, zu guter Letzt hoffte er doch noch im himmlischen Hafen vor Unker zu gehen.

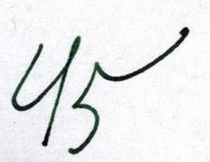
Hans Pfahl musste ihnen Bescheid tun; lange jeden Alkohols entwöhnt, fühlte er dies scheussliche Gesöff widerwärtig und spuckte es heimlich wieder aus. Gut, dass er das getan hatte. Die anderen waren benebelt, berauscht von Spiritus und überreicher Beute, nicht lange, und sie fingen wieder Krakeel an, beschuldigten ihn, den Seelöwen zur Flucht verholfen zu haben, er hatte sie um Felle gebracht, um schöne Felle: „Verfluchter Hund!" Wie gereizte Affen sprangen sie vor ihm herum. Er liess sie brüllen und schimpfen, sass unbeweglich. Wenn sie seinen starren Blick auf sich gerichtet fühlten, wichen sie immer wieder zurück. Zuletzt lagen sie vor ihm am Boden, ein Haufen Elend, und schnarchten. So kam der letzte Morgen.

Er hatte ihnen auf die Beine geholfen. Jetzt waren sie friedlich, denn in ihren Därmen spukte es unbehaglich, selbst ihr Robbenschlägermagen empörte sich. Sie waren froh, dass der Wächter ihnen beim Verladen half. Eine steife Brise wehte, als der Robbenkutter, kaum Kutter zu nennen, mehr ein aufgetakelter Leichter, endlich klar war. Er ging tief im Wasser, sie hatten allzu schwer geladen, nicht ohne Besorgnis sah Hans Pfahl ihnen nach. Geschickt hatten sie die Schwierigkeit der Ausfahrt überwunden, nun brassten sie die Segel der Windrichtung an und schossen dahin im mehr und mehr auffrischenden Wind. Wagemutige Gesellen!

Er war froh, sie los zu sein, und doch spürte er ein seltsames Unbehagen: nun wieder ganz ohne Menschen. Es drängte ihn auf die Klippe: waren seine Robben zurückgekehrt, war Darling da? Sein Gang wurde immer rascher, zuletzt lief er, der Atem ging ihm aus, er hatte auf einmal Angst.

Sie waren nicht da. Blut und widerliche Reste erinnerten an das Schlachten. Seine Hände zitterten, seine Arme schmerzten, als er alles beiseite schaffte, ins Meer warf; und seine Seele war traurig. Nicht bloss der Robben wegen, auch seiner selbst wegen; auch um jener willen, die eben mit ihrem Raub davongefahren waren. Um Menschen, alle Menschen, um die ganze Welt. Er hatte sich kaum je so traurig gefühlt.

Bleiche Sonne nur. Schwer liess er sich auf den Klippenrand fallen, eine bleierne Müdigkeit zog ihm die Beine nieder, seine Füsse baumelten über der Tiefe, seine Augen starrten hinab ins Meer. Waren sie da unten? Er sah keine delphingleichen Leiber spielen im schäumenden Wellengischt, er pfiff, er lockte — auch Darling tauchte nicht auf. Fort, verscheucht, auf immer gegangen! Es war ihm genau so verzweifelt zumut wie damals, als er Louisa tot sah.



9. Kapitel

Schneeregen aufs einsame Haus. Mehr Regen als Schnee. Nur die Kuppe des Berges war schon lange schneeweiss. Stete Westwinde, widriger und durchkältender als die aus Nordost, denn sie waren voll Feuchtigkeit. Kaum wurde es Tag. Der Wächter fand nicht mehr den Weg zur Klippe, Nebel sperrten den ab; graue undurchdringliche Wände bauten sich auf. Und wie sehr er auch lauschte mit seinem geschärften Ohr, keine vertrauten Stimmen — Tierlaute nur und doch ihm teuer, sie ertönten nicht mehr. Selten nur noch wies ihm seine Laterne erkennbar den Weg, um mit eigener Lebensgefahr andere etwa Gefährdete durch das Blinklicht zu warnen. Es passierte jetzt auch kein Schiff dieses Meer, die Handelsdampfer Australien—Afrika hatten die Fahrt eingestellt. Aber andere Schiffe kamen nun vorbei, oft Segel gespannt von einer Weisse, wie er sie so kaltweiss noch niemals gesehen; sie verbreiteten am Horizont, da wo Meer und Himmel zusammenfliessen, auch in der Nacht oft seltsames Blaulicht. Wenn Nebel sich teilten, sah er sie in gespenstischem Schimmer; Tag und Nacht segelnde Schiffe, Schiffe vom Pol her. Fernes Krachen, donnerndes Dröhnen. Es war das einzige, was er hörte. Er hörte es gern, es war ihm längst nicht mehr schreckhaft, denn sein Ohr wäre sonst taub geworden vor zu grosser Stille. Er horchte darauf, besonders des Nachts. Horch, da begrüssten sich wieder zwei mit Kanonendonner! Sie signalisierten: „Glückliche Reise" — „Gruss für die Heimat". Heimat, ach ja, Heimat! An die dachte er jetzt sehr oft. Es war doch Torheit gewesen, sie zu verlassen. Oder musste er sie verlassen, i konnte er hoffen, auf dieser Insel zu gesunden? Warum kann man denn nicht in der Heimat gesunden? Sie war doch so gut, so schön. Er sah seiner Mutter liebes Gesicht. Und der Vater, sein Vater — man musste ihn nur verstehen. Ach, warum hatte er sich nie bemüht, den Vater ganz zu verstehen! Musste man dazu erst ein Mann werden? Ein Wort der Bibel fiel ihm ein: „Selig der Mann, der die Anfechtung überwunden" — nein, er hatte die Anfechtung noch nicht überwunden. Das kann man erst, wenn man alt ist, ganz alt, so alt wie Hardy — ha, kam der nicht grade leise zur Tür herein?! Er ging wie auf Socken, stellte sich vor ihn hin, legte den Finger an die Lippen: „Still, man muss still sein." Nein, nicht still! Der junge Mann kämpfte mit Armen und Beinen, er schlug um sich, wehrte sich gegen das Alpdrücken. Der andere, der Junge, der vor ihm hier gewesen war, der hatte das Stillsein auch nicht ausgehalten, war weggelaufen vor diesem Stillsein — wohin? Dahin, wohin auch er laufen würde; wenn das Stillseinmüssen noch lange dauerte. Verzweifelt sprang der Schlaflose auf.

„Ich kann nicht schlafen, mein Gott, oh, mein Gott, diese Einsamkeit, die — —" so brach das Tagebuch ab.

Mit zitternder Hast zündete der Einsame sein Lämpchen an. „Im Grunde sind alle Menschen einsam, aber so einsam wie ich, ist doch keiner." Er holte das Tagebuch des Vorgängers aus seiner Kiste, in der er es versteckt hatte, er las es mit überwachten, von ungeweinten Tränen brennenden Augen. Nichts, gar nichts über Vorleben und Heimat, keine seelischen Ergüsse, nur Brocken sich täglich wiederholender Erlebnisse.

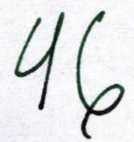
„Auf die Klippe gegangen, übers Meer gesehen — kein Schiff."

„Zur Quelle gegangen, Wasser geholt. Ein Blümchen gefunden."

„Wieder Wasser geholt — keins da, Quelle von Schlacken verstopft. Regen aufgefangen — höchste Zeit, Durst."

„Schnee gefallen, kalt. Ich kann nicht warm werden."

Und so weiter, und so weiter. Er las die täglich sich immer wiederholenden kurzen Eintragungen. Sonne, Regen, Kälte, Hunger, Durst, immer dasselbe — und dann, und



dann — „Oh, mein Gott!“ Er hielt sich die Augen zu, aber er sah es doch, auch vor den geschlossenen Augen: „Mein Gott, oh, mein Gott, diese Einsamkeit“ —

Viele Seiten noch leer. Und er begann selber zu schreiben, Seite um Seite.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe das Haus meiner Eltern verlassen. Es ist mir nur schwer geworden, von der Mutter zu scheiden. Ich fuhr nach Berlin, ich wollte von niemand gesehen sein. Fünfhundert Mark — davon kaufte ich mir eine Karre — alt — und beim Althändler Bücher. Lateinische, französische, englische — alte Ausgaben, vielleicht etwas abgegriffen, aber immer noch anständig — Klassiker, Geschichtswerke, wissenschaftliche Broschüren und sonst noch allerlei. Ich stelle mich an der Ecke Luisenstrasse auf, in der Gegend wohnen Studenten. Ich bin sehr billig, ich habe ja auch billig gekauft. Es kommen auch welche, blättern in meinen Büchern — wertvolle Bücher, ich lese darin, wenn ich einsam stehe — aber sie finden nicht das, was sie suchen, bei mir. Ich mache schlechte Geschäfte. Mein Leben kostet zuviel, ich muss essen und schlafen. Meist kaufe ich mir nur Brot und Wurst und Apfelsinen bei dem Mädchen, das an der anderen Ecke der Strasse mir gerade gegenüber steht. Der süsse Duft ihrer Apfelsinen zieht zu mir. Sie lacht jedesmal, wenn ich bei ihr kaufe. Nun weiss sie schon ganz genau, was ich will — vormittags drei, nachmittags drei, billigste Sorte — ich habe immer so Hunger. Wenn mal nicht Käufer um ihre Karre stehen, kommt sie auch rasch über den Damm gesprungen, bringt sie mir selber. Und ich glaube, die sind dann nicht von der billigen Sorte, sie gibt mir bessere. Das geniert mich: kann ich das annehmen? Aber sie lacht — was hat sie für schöne Zähne! — „Das können Sie ruhig!“ Sie ist wirklich sehr freundlich, ich verstehe es vollkommen, dass die Leute gern bei ihr kaufen. Es sieht hübsch aus, wenn sie morgens hinter ihrem Karren auftaucht, ihr rotblonder Kopf reicht gerade über die goldenen, hochgeschütteten Früchte. Am Nachmittag ist der hochgeschüttete Haufen schon zusammengesunken. Dann sieht man ihre Figur bis zur Taille, schlank und aufrecht, man kann gar nicht denken, dass ein Mädchen, das so auf der Strasse steht, eine solch schöne Gestalt hat. Wenn die gut angezogen wäre! Aber sie hat immer nur einen grauen einfachen Rock an — er ist sauber, doch ein Flicken ist drin — ihre Bluse unter der dicken Überziehjacke ist auch sehr einfach. Manchmal, wenn es ihr warm wird, hat sie die Jacke offenstehen, dann sehe ich, die Bluse ist frisch gewaschen und hat kleine rote und blaue Blümchen. Gestern sagte sie zu mir: „Du brauchst mir die Apfelsinen nicht zu bezahlen, die hab' ich übrig für dich!“ Übrig — für mich?! Ich glaube, ich habe gestottert. Und ‚du‘ sagt sie auf einmal zu mir, du?!—

Nun sind wir wirklich befreundet. Warum auch nicht? Ich habe sonst keinen Menschen, mit dem ich mir mal etwas erzählen kann, man fühlt sich dann so verlassen. Und wir stehen beide auf der Strasse, sie an der Ecke, und ich an der — ich habe kein Anrecht mehr darauf, etwas Besseres sein zu wollen. Sie sagt aber immer zu mir: „Du bist doch ein Herr. Das hab' ich dir jleich an de Nasenspitze anjesehn, du kommst von feinere Leute.“ Und dann sieht sie mich so neugierig fragend und doch so herzlich gut dabei an, dass ich glaube, ich kann nicht anders, ich muss ihr etwas sagen.

Ich habe ihr alles erzählt. Es regnete, es kamen heute keine Käufer, wer auf der Strasse war, rannte wir standen so gut wie allein. Wir merkten es gar nicht, dass wir nass wurden. Oh, wie gut hat es mir getan, dass ich mich bei ihr ausgesprochen habe! Nun ist mir, als wäre mein Herz leichter geworden. Sie hat mir viel Mut gemacht. Warum sollte ich mich denn auch nicht heraufarbeiten können? Es hat mancher klein angefangen, ganz klein, und ist nachher gross geworden. Nur sagt sie: „Det is nich das Richtige mit die ollen Scharteken.“ Sie will sich mal umhören. Sie sagt, sie hat mancherlei Beziehungen. Sie sagt, sie ist ja auch aus gutem Hause; ihr Vater ist tot, der war ein ganz feiner Mann, ein Beamter. Ihre Mutter, sagt sie, wäre auch tot — ich glaube aber, die lebt noch, es stimmt da nicht alles. Der Pater soll sehr gebildet gewesen sein. Mich wundert's, dass sie dann so schlecht spricht. Aber darauf kommt's ja wirklich nicht an. Emmi hat soviel Herz, soviel selbstlose Güte, sie erinnert mich nahezu an

meine Mutter. Ihre Augen, die sonst so keck blicken, wurden ganz nachdenklich, recht traurig. Sie hat alles verstanden, wenn sie auch nicht begreifen kann, dass ich mir wegen Louisa so vieles zerstört hätte. „Liebe ist gut und wohl", sagt sie, „aber es muss doch auch was Reelles dabei 'rausspringen. Es war 'ne sehr jrosse Dummheit von dir, 'ne so jrosse, dass ich sie dir jar nich zugetraut hätte, du bist doch nich doof." Eine Dummheit; ja eine grosse Dummheit! Und dass ich Louisa gar nicht geliebt habe, was man so lieben nennt, das habe ich ihr noch nicht einmal gesagt. Auch dass ich mit meinem Vater so schlecht stehe, tadelt sie. „Warum denn? Ein Mann, der dem Sohn noch fünfhundert Mark jibt, wenn der ausrückt, der ist doch wahrhaftig nich zu verachten. Wenn du an dir jehalten hättst, könnste jetzt als Herr zu Hause sitzen, anstatt hier als Chausseebase anzufangen." Sie war ordentlich böse. Aber als ich ihr dann von meiner Mutter erzählte, da hat sie zu meinen angefangen: „Mutter, arme Mutter!" Da ist mir eigentlich zum erstenmal klar geworden, ganz klar, was ich dir, meine Mutter, angetan habe! Aber ich kann es doch nun nicht mehr ändern. Es gibt kein Zurück für mich, jetzt muss ich weiter. Wohin —?! —

„Ich wer' dir von nun ab deine Wäsche waschen", sagt Emmi. „Dein Hemd is so schmuddelig, so kannste unmöglich mehr jehn. Wäsche aus'n Hause kostet zuviel. Bring mir morgen man allens mit, ich bin für die Propertät, du kriegst auch allens wieder." Die gute Emmi! Vorgestern abend, als ihr Bruder kam, um ihr wie alle Abend die Karre nach Haus zu schieben und morgens wieder her, war mein Wäschepacken mit drauf. Und jetzt hab' ich schon alles wieder, sauber und auch geflickt. Wie verdiene ich soviel Güte!? Ob das wirklich ihr Bruder ist, der immer kommt? Wenn er es nicht wäre, es wäre mir schmerzlich; er sieht nicht angenehm aus. Ich muss sie fragen.

„Natürlich hab' ich 'nen Freund", hat sie mir gestanden. „Unsereins muss 'nen Freund haben." „Du hast doch mich!" Da hat sie so gelacht, dass sie rot und heiss wurde, und als gerade niemand hersah, hat sie mir rasch einen Kuss gegeben: „Mein Hänseken, da wärst du zu schade zu!" —

Ich kann den Kerl nicht ausstehen. Emmi ist viel zu schade. Mich fasst oft die Wut, wenn ich merke, jetzt schnauzt er sie an. Ein gemeines Subjekt! Ich werde meinen Stand verändern, mir eine andere Ecke suchen, hier kauft doch kaum einer.

„Au, ich hab' jetzt was für dich, was Feines!" hat Emmi gesagt. „Du hast recht, das ist nix mit dem ollen Hierstehen. Du stehst dir die Beine krumm und verdienst keinen Zippel Wurst, kaum 'ne Schrippe. Hör mal", und sie hält mich vorn an der Rockklappe fest, „wieviel Ield haste noch? Noch die janzen Fünfhundert?"

„Wie soll ich? Ich habe doch Bücher und Karre gekauft."

„Die wer' ich dir schon wieder verkaufen. Pass auf! Du jehst heute nach die Friedrichstrasse, die Nummer schreib ich dir auf. Dicht an'n Stadtbahnbogen, parterre links, ‚Vermietungen' steht auf'm Schild. Da jehste rein ohne Ankloppen, sagst: du kömmst von Emmi'n. Herr Momm weiss Bescheid — 'n sehr netter Mann! Sein Vermittlungsjeschäft ist nämlich so: die Pacht von den Jarderoben in den Theatern, in den Konzertsälen, in Restaurangs in Berlin und um Berlin, überall, wo was abzugeben und aufzubemahren is, die vermittelt er jejen 'ne kleine Provision. Hunderte sind es, die so 'ne Pacht suchen. Nur wissen se nich recht, wo und wie. Er weiss es. 'ne Kaution müssen se natürlich stellen, denn wenn se nich sichre Leute sind, dein Wirt die Pacht nich pünktlich zahlen, eines schönen Tages verduften, womöglich noch mit de Jarderobe, dann wäre Momm schön lackiert, der Wirt hält sich natürlich an ihn. Was meinste, Momm vermittelt janz jrosse Geschäfte, hat riesig zu tun, sitzt bis spät im Büro. Nun braucht er 'nen jungen Mann, der rumjeht für ihn und sieht, wo noch 'ne Jarderobe oder so was zu kriejen is. Sich auch mit den Wirten jut steht — 'nen angenehmen Menschen mit feinen Manieren, einen, dem man vertrauen tut. Kurz und jut, jrade so einen, wie du einer bist. Momm war nämlich bei mir — da hatt' ich 'ne Chance. Er hat mir fest zujesagt: ‚Na, mein kleiner Pussel, allens was du willst'." —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —



Der Schreibende hielt inne, er starrte auf das, was er geschrieben hatte, und dann lachte er plötzlich auf wie in einem Hohn über sich selber: so ein dummer Junge! Jetzt wusste er längst, warum sie damals die Chance hatte, warum sie zwinkerte und so heimlich lachte. Ich muss doch noch sehr einfältig und arglos gewesen sein damals, dachte er. Sollte er nicht lieber das Buch in die Ecke schleudern? Warum die eigene Dummheit noch zu Papier bringen? Aber die Einsamkeit, diese tötende Einsamkeit! Er hatte sie für eine Stunde vergessen gehabt; Menschen waren wieder um ihn. Hohläugig grinste sie ihn jetzt gleich wieder an, er hörte schon ihr Schleichen; sie kam auf ihn zu, sie legte Hand an ihn, er musste sich gegen sie wehren, sonst —! Hastig griff er wieder nach dem Buch, das er hatte fallen lassen. Die Stirn in kalten gezogen, schrieb er rasch weiter.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eigentlich hat sie ein Gesicht, das durchsichtig ist, wenigstens für den, der sie liebt. Und ich liebe sie. Habe nur das Mädchen mit den Apfelsinen, das auf der Strasse neben einem Karren steht, das einen Freund hat, der — wie sieht der Kerl aus?! Ach, was würde Emmi sagen, wüsste sie, dass ich so schlecht von ihm denke!

Also ich gehe hin. Vielleicht hat sie recht, und es ist eine Chance auch für mich. —

Sie hat recht gehabt. Er scheint mich engagieren zu wollen. Natürlich verlangt er auch von mir eine Kaution — begreiflich. Wie kommt der Mann dazu, mich zu engagieren, mich, einen ihm ganz Fremden, von dem er gar nicht wissen kann, ob er sich eignet für sein Geschäft.

„Sie gefallen mir", sagt er, „Ihr Äusseres, Ihre Art zu sprechen. Was Sie jetzt noch nicht können, werden Sie lernen. Also Sie haben Ihr Elternhaus verlassen, es hat Ihnen dort nicht zugesagt." Er lacht plötzlich laut: „'rausgeschmissen, grade wie mich! Auch das ist sympathisch. Ich werde einsichtiger als solche Schafsköpfe sein. Ich werde Ihnen hundert Mark jeden Monat zahlen, ein schönes Anfangsgehalt. Das Weitere werden wir schriftlich festsetzen. Unsere gemeinsame Freundin, die Emmi, sagt, Sie haben fünfhundert Mark?"

„Vierhundert nur noch!" Er zieht die Brauen hoch, sieht mich von oben bis unten an und zuckt die Achseln: „Sehr wenig!" Er zieht das „Seht" lang. „Dass ich einen engagieren soll mit so geringer Kaution, ist eine Zumutung von Emmi!" Er sieht mich wieder von oben bis unten an, seine Geringschätzung treibt mir das Blut ins Gesicht: wenn er nicht will, soll er's lassen, die fünfunddreissig Mark, die mühselig ersparten meiner Mutter, sind mir zu teuer, die setz' ich nicht auch noch aufs Spiel. „Na", sagt er dann wieder und sieht ganz väterlich drein, „daran soll's nicht scheitern. Wenn Sie nicht mehr haben als vierhundert, na! Die fehlenden hundert zieh ich Ihnen dann nach und nach vom Gehalt ab, Sie werden es gar nicht merken. Wissen Sie, ich habe momentan grosse Geschäfte laufen: im grössten Konzerthaus hier, die Garderoben zu vergeben, mit der Oper unterhandle ich gerade auch, mit Café Vaterland auch — puh, ich schaff's nicht mehr alleine! Ich muss unbedingt jemanden haben, und da Sie mir so sehr empfohlen sind" — er hält mir die Hand hin. „Also, Herr von Pfahl" — in diesem Augenblick tritt eine Frau ins Büro, eine anständig gekleidete ältere Frau. Auf ihrem Gesicht steht Kummer.

„Was wünschen Sie?" Der Chef sieht auf einmal recht zurückhaltend aus. Vielleicht denkt er, die Frau will betteln, aber sie denkt gar nicht daran. Die Waschund Reinemachstellen sind jetzt zu schwer für sie, sie will sich zur Ruhe setzen, möchte irgendwo die Toilette pachten.

Was will sie pachten?! Ob an einem Bahnhof, oder auf der Strasse, oder in irgendeinem Restaurant — sie sagt nicht Restaurant, sie sagt „Kneipe", sie sagt auch nicht Toilette, sie sagt „Retirade". Ihr Kummergesicht erhellt sich, wird ganz stolz dabei: „Ich habe mir ja was erspart!"

Der Chef wird zugänglicher. Er schlägt in einem grossen Kontobuch nach: „Woll'n mal sehn!" Mit der Feder, die er hinter dem Ohr wegnimmt, verfolgt er die einzelnen

Posten. „Ja, da habe ich — halt, da hätte ich zum Beispiel die Toilette von Kuhlemanns Kaffeegarten am Teltowkanal. Feine Sache, allererstes Lokal!"

„Ja, ja", sagt hastig die Frau, „das möchte' ich!"

„Aber zweihundert Mark Kaution verlangt Kuhlemann. Alles neu, pikfein, und nobles Publikum."

Sie scheint einen Schreck bekommen zu haben. Zweihundert Mark? Aber sie möchte doch so gern, so sehr gern. Und sie fragt ganz ängstlich: „Was kostet das bei Sie hier?"

„Provision zwanzig Prozent, ganz wie üblich." Er wendet sich zu mir, er scheint mich gern los sein zu wollen. Reicht mir wieder die Hand, schüttelt die meine kräftig: „Abgemacht also denn, Herr von Pfahl. Sie können gleich eintreten morgen. Also erst mal vierhundert, das weitere nach Abmachung. Servus!" — —

Emmi sagt, es ist lächerlich, dass sich etwas in mir gegen Herrn Momm und sein Geschäft sträubt. Er ist ganz nett zu mir, das kann ich nicht anders sagen. Er ist auch sehr viel weg, was draussen zu tun ist, besorgt er vor der Hand noch selber. Ich sitze meist allein im düstern Büro — ach, draussen ist herrliches Sommerretter! — ich notiere, was die Leute wünschen, die kommen. Ich schreibe auf, welche Kautionen sie zu stellen in der Lage sind, und bestelle sie auf einen anderen Tag, an dem Herr Momm Sprechstunde hat. Jede Kaution muss allermindestens zweihundert Mark betragen, weniger hat für Herrn Momm gar keinen Zweck; dann soll ich sie gar nicht wieder herbestellen. Meist ältere Leute, die wollen so gern noch etwas mit ihren Ersparnissen erwerben. Garderobe, Retirade — ich wundere mich, wie anständig, manchmal ganz fein und damenhaft die Frauen sind, die danach fragen. Männer kommen meist wegen Zigarrenverschleiss und Zeitungskiosken, wegen Schiess-, Würfel- und Limonadenbuden. Von grossen Geschäften, von Oper- und Konzertsälen habe ich noch nichts gehört. „Kleinvieh macht auch Mist", sagt Emmi. Und darin hat sie recht. Herr Momm, wenn er im Büro ist, ist meistens übernächtig, dann gähnt er und putzt sich die Nägel; er ist wieder die soundso vielte Nacht nicht im Bett gewesen.

„Wieviel Schnäpse man trinken muss und wieviel Seidel, bis der Wirt weich genug wird, das ist auch 'ne Arbeit. Schwerer als Sie sie hier haben!" Er spielt immer auf mein zu grosses Gehalt an. Aber Emmi sagt: „Hat er dir nich jleich den ersten Monat fufzehn Mark abjezogen, trotzdem du die fufzig Mark, die ich für deine ollen Scharteken gekrijt habe, ihm jleich jejeben hast? So 'ne Dummheit von dir! Hätt'ste mir gefragt, er hätte die nie jesehn. Kindskopp!" Und dabei nimmt sie mich bei beiden Ohren und zieht mein Gesicht an das ihre. „Nu aber Schluss! Du brauchst unbedingt neue Stiefel."

„Gut angezogen müssen Sie sein, junger Mann, das Geschäft verlangt weisse Hemden", sagt Momm. Er sagt immer, junger Mann" zu mir, spricht auch von mir „mein junger Mann" — das bringt mich auf. Ich will nicht sein junger Mann sein, er ist ein Betrüger. Und ich mit. Wenn ich noch ehrlich wäre, müsste ich den Leuten gleich sagen: Lauft, lauft, ihr werdet betrogen! Gebt nicht euer sauer Erspartes her, das, was er euch verschafft gegen hohe Provision, ist nichts wert. Garderoben, in denen kein Mensch was abgibt, Buden, in denen Fein Mensch etwas kauft, Lokale, die vor der Pleite stehen, Restaurants, die Kaschemmen sind für Zuhälter und für Diebe.

Nein, ich mag nicht mehr! Nun mache ich nicht länger mehr mit. ‚Herr von Pfahl, Hans-Joachim von Pfahl', das klingt so gut, damit prahlt er. Ich bin nur der Deckmantel für seine Gemeinheit, bin die reine Flagge, unter der er segelt. Ach, die Flagge ist nicht mehr rein und stolz, sie ist besudelt, liegt zerrissen am Boden! Nacht für Nacht bin ich jetzt betrunken. Herr Momm hat Gallenkoliken, ich muss für ihn die Gelegenheiten ablaufen, jedesmal muss ich die Zähne zusammenbeissen, wenn ich in den dicken Qualm der Lokale trete, die Tür flott hinter mir ins Schloss werfe — alle drehen sich nach mir um, besonders die Weiber, sie werfen mir Blicke zu. Herr Momm hat mir einen neuen Anzug machen lassen, ich bin elegant, wer das bezahlt, geht mich nichts an. Ich bin ein Aushängeschild. Sie fallen herein auf mein Gesicht, auf mein Wesen, wie die Fliegen, die auf die Teller mit dem Giftpapier fallen, das da und dort aufgestellt



ist. „Mein Schnuteken", sagt Emmi und küsst mich. Ihre Küsse sind Gift für mich, sie erregen mein Blut — jetzt falle ich, falle wie die Fliegen aufs Giftpapier.

Mutter, Mutter, du darfst nicht weinen, solltest du dies einstmals lesen! Und Emmi auch nicht verachten. Sie war gut, trotzdem sie nur — nein, ich schreibe das Wort nicht hin. Es verletzt.—

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt war er zu Ende. Er hatte zu schreiben aufgehört. Schweiss perlte ihm auf der Stirn, obgleich es kalt in der Hütte war, so kalt, dass der Atem vor seinem Mund zu gefrieren drohte. Das Feuer im Ofen war erloschen. Er raffte sich nicht auf, um es aufs neue anzuzünden. Eine alte Geschichte, aber sie trieb ihm noch immer den Schweiss aus. Er wischte sich über die Stirn und blieb eine Weile sitzen mit geschlossenen Augen. Wenn seine Mutter dies las —?! Würde sie es denn jemals lesen? Wie konnte das, was er hier von sich niederlegte, hier auf diesem weltfernen Eiland — der Nachlass eines verlorenen Sohnes — je in ihre Hände gelangen? Vielleicht doch! Wenn er dies Buch zu Ende geschrieben hatte, all das, was er erlebt, in einem kurzen und wie ihm deuchte doch schon langen Leben, darin aufgezeichnet, und wenn dann dieses Leben selber zu Ende war und sein Nachfolger, der neue Wächter auf Hog-Island, wiederum dieses Buch hier auffand, wie er es von jenem vor ihm gefunden hatte, dann kam es doch wohl in ihre Hände. Denn er würde es sorglich verpackt hinterlassen, wohlverschnürt und mit der genauen Adresse des Landes, der Stadt in Europa versehen, und richten an

Frau Gertrud von Pfahl.

Zum Gedächtnis an ihren Sohn Hans-Joachim,
der sie im Tode noch bittet, ihm zu verzeihen.



10. Kapitel

Er dachte an den Tod und war doch noch jung. Aber musste man auf Hog-Island nicht an den Tod denken? Hier war dessen Zuhause, dessen Eingang und Ausgang, dessen stetes Gegenwärtigsein. Hier war die eisige Bleiche, die eisige Grabesstille, die der Tod selber ist. Alles erstarrt. Es war, als hätte hier niemals Gras seine harten Halme grün in die Höhe schiessen lassen, so dass der Fuss sich schwer durchwinden musste durch seine Büsche. Als hätten hier niemals die dichten Moospolster, die gleich Kissen auf den Felsblöcken lagen, ihr einförmiges Braun verloren und eine freundliche Samtfarbe angenommen; als hätten an Tümpeln niemals der kleine Wasserstern weiss geblüht und der kriechende Hahnenfuss gelb. Als hätte oben in Hardys Gärtchen niemals leibhaftig der Sommer gesessen, seine Blumen blühen lassen und selbst hier Schönheit in den Händen gehalten. Hardy — Hardy! An den dachte er jetzt sehr oft, eigentlich immer. Hardy und der Tod, die waren ja ein und derselbe. Es trieb ihn, es jagte ihn förmlich zu ihm hin. Er streckte seine frierenden Hände aus, rief: „Hardy, Hardy!" Würde der denn noch immer nicht kommen?

Es war Zeit, die Laterne zu hissen. Wenn auch kein einziges Schiff mehr draussen schwamm, heute sollte sie dennoch brennen, heute, ja, heute zum letztenmal! Er schrie es ganz laut — ein Erlösungsschrei. Er konnte es nicht mehr ertragen im öden düsteren Raum, in dem sein Lämpchen so trüb schwelte und der Wind Hände voll Schnee durch den Schornstein herunterwarf. Nichts Lebendiges um ihn als nur die Ratten. Die lange Winternacht hatte das, was noch Leben besass, zueinander getrieben; die waren jetzt seine Haustiere. Wenn er den harten Schiffszwieback, der ihm Brot ersetzte, aus der Blechdose nahm, ihn mit dem Hammer in Stücke zerschlug, sassen die Langgeschwänzten um ihn herum, auf ein Bröckchen wartend; sie frassen ihm das aus der Hand. Nur wenn sie gar zu frech wurden, gab er noch einen Schreckschuss ab. Sie warteten heute schon lange: ass ihr Freund denn heute kein Brot? Nein, er ass nichts; die Zunge lechzte, sie brannte ihm fieberheiss, geschwollen lag sie im Munde, blutend das Zahnfleisch, geschwollen auch der Gaumen, der ganze Schlund. Nein, er konnte nicht essen, es graute ihn auch vor dem Essen. Immer dasselbe, tagtäglich dasselbe. Dörrgemüse: bloss Heu. Getrockneter Fisch: Holz. Salzfleisch: quälender Durst. Die Kaninchen hatten sich in ihre Winterhöhlen verkrochen, man traf keines mehr an, auch selten nur noch Pinguine. Wo waren sie alle hin, die einst die Insel bevölkert, die Stimmen, die mit Gekräh und Gegacker, mit Krächzen und Quarren, mit Trompeten und Schnattern, mit Gekreisch und Geschrei ihm die heilige Stille oft unmelodisch gestört hatten? Ach, wie gern hätte er jetzt sie vernommen.

Aber still, still, Hardy würde ja bald kommen! Er wartete, erwartete ihn. Er glaubte, sein Tappen schon draussen zu hören. Betastete Hardys Hand nicht jetzt schon die Tür, suchte nach dem Schloss, um leise zu öffnen?

Der Einsame sass mit weitaufgerissenen Augen und starrte nach der Tür, sein Herz raste: jetzt, jetzt! Entsetzen und doch Erlösung — die Türe springt auf — Hardy?! Noch ist er's nicht. Der Schneesturm hat sich gegen die Tür geworfen, nun stürzt er in die Hütte hinein, mit Gequiek flüchten die Ratten in Löcher und Rissen. Die Lampe verlöscht; Finsternis drinnen, Finsternis draussen.

Aus der weitklaffenden Tür stürmt der Mensch: „Hardy, Hardy!" Draussen war Hardy, erwartete ihn. Gepeitscht vom Schneesturm, der ihm die Kleider zerriss, in den unbedeckten Haaren wild wühlte, kämpfte der Mensch sich zu den Klippen hinan. Droben, da war er ja, Hardy, der Freund der Schiffbrüchigen! Da sass er, ihn focht solches



Wetter nicht an; da lächelte er, schmauchte die kurze Pfeife, wie unten im Depot noch viele vorrätig lagen für ihn. Horch, horch, jetzt ruft er! Was ruft er?

„Hier, hier musst du gehen — du siehst nicht, aber ich sehe. Meine Augen sind ans Dunkel gewöhnt. Noch zehn Schritte — nur voran, voran, nur weiter — da bist du ja! Ah, mein Junge, du hast es nicht ausgehalten, nicht jeder ist für Hog-Island gemacht. Komm, fass meine Hand — bist du kalt, fürchtest du dich? Du bist jung, sagst du, zu jung noch — bah, keiner ist dazu zu jung! Fünf Schritte nur noch — nun der letzte — spring, spring doch, ich fange dich auf!"

Der Mensch hatte sich bis zur Klippe hinaufgekämpft, nun lag er am Boden, Sturm hatte ihn umgeworfen. Kein Hardy hier. Er lag lange und ächzte: nein, er i hatte den Mut doch nicht. Er lag nur und sehnte sich. Nach was, nach dem Tode? Wenn der Tod Befreiung bedeutet, dann ja. Aber wenn auch er dann Jahre und Jahre noch wandeln müsste wie Hardy? Grauen schüttelte ihn. Wie er, so hatte wohl einst auch Hardy hier oben gelegen — nein, der nicht, der war darüber hinaus. Aber der Wächter vor ihm, der, ja der! Ein Jahr nur hatte der ausgehalten.

„Ich bin krank", stöhnte Hans Pfahl. „Ich muss warten." Vielleicht kam Hardys Hand sanft erlösend! Er hörte das Meer toben, es brandete gegen die Klippen, es schäumte, es spritzte bis zu ihm hinauf, es setzte sich gewaltig zur Wehr gegen eine Umklammerung des Eises, so wie ein junger Mensch sich wehrt gegen das Sterben.

Auf Händen und Füssen kroch Hans Pfahl zur Hütte zurück. Er brauchte Stunden dazu. Die Tür der Hütte offen, drinnen eisige Kälte. Er klapperte mit den Zähnen, er kroch in den Schlafsack, Schüttelfröste schüttelten ihn, dann kam das Fieber. —

Nahm denn ihr Freund heute kein Brot aus der Blechdose? Die Ratten sassen wartend auf ihren Schwänzen. Da lag er und schlief, nun Tage bereits. Oder war er schon tot? Dann würden sie kommen und ihn annagen. Schon rückten sie näher. Da streckte er den Arm aus dem Schlafsack und scheuchte sie. Der Mensch lebte! Sie flüchteten in alle Ecken, sie trauten sich nicht.

Hans Pfahl letzte noch, er fühlte sich besser und zuversichtlicher, das Fieber hatte ausgewütet. Er hatte vergessen. Gnädig war seinem Gemüt noch verhüllt, was vor seiner Krankheit gewesen war. Mühselig kroch er zur Hüttentür, schwach, sehr schwach seine Beine. Er nahm eine Handvoll vom Schnee, der draussen lag, erquickend zerging der ihm auf der Zunge. Wieder und wieder so. Weiss, untadelig sauber, von keinem Fuss betreten war der reine Schnee. Der Sturm hatte ausgetobt, kein Fegen von Schneeschauern mehr mit pfeifendem Hui, alles friedlich und still und nicht ganz so grau mehr. Das Meer, dessen Branden sonst bis an die Tür kam, heute merkwürdig still.

Treibende Eisschollen. Er sah sie vorübergleiten, sah sie kommen und gehen und sann ihnen nach. Es kamen welche ganz nah heran, streiften knirschend die Küste; seltsam geformte Platten, ausgezahnt und geriffelt, manche blau, andere grün, noch andere von milchigem Grau, losgebrochene Stücke, durch das Wasser geschliffen in verschiedene Formen. Wollten sie hier vor Anker gehen, bis zum Sommer hier rasten? Eine eisige Kühle ging von ihnen aus.

Da, auf treibender Eisscholle ein einsamer Wanderer! Ein Königspinguin, ein grosser herrlicher Vogel. Mit seinen bis zu den Zehen herab befiederten Füssen, mit seinem golddotterfarbenen Ordensband auf der Brust, stand er ruhig und stolz auf der sich nahenden Scholle. Bald kamen noch vier dieser herrlichen Vögel, und Hans Pfahl entschloss sich, einen von ihnen zu schiessen, der Hunger nach frischem Fleisch quälte ihn gar zu sehr. Er wählte den kleinsten aus: was sollte ihm, dem einzelnen, ein ganz mächtiges Tier? Er ass von dem Fleisch und fühlte sich sehr gestärkt, es war fett und zart. Er wollte auch am kommenden Tag noch davon essen und hatte den Braten draussen an der Hütte im Schnee aufgehängt, aber da hatten die Ratten sich über den hergemacht. In den Königspinguin hatten sie sich gierig hineingefressen. Da schoss er, in der Seele des stolzen Vogels beleidigt, zornig zwischen das gemeine Gesindel.

War es möglich, sollten noch andere Vögel einkehren, alle, die er im November zu Beginn des Sommers hier angetroffen hatte? Es war schon Juli, nun konnte er bald



hoffen — ach, zwei Monate, die waren ja hier so lang, unendlich viel länger als auf der anderen Hälfte der Erde, als in der Heimat! In der Heimat, da blühten jetzt die Rosen — wie rot hatten sie geblüht jenseits seiner Strasse! —, da wogte jetzt das Korn, es wurde schon gelb und fing an zu duften. O köstlicher, mehliger Duft auf nährender Heimaterde! Er atmete ihn tief ein. Heimat! Sie stand plötzlich vor ihm, tauchte auf hinter jener Ferne, in der Eistrümmer langsam dahintrieben, in einer steten, nur durch ein Krachen des Eises unterbrochenen, sonst lautlosen Einförmigkeit. Die See war jetzt ruhig, wie gleichsam erfroren in ihren Wellen — eine ungeheure Weite, eine Endlosigkeit, die zuletzt im ewigen Eise des Südpols erstarrt. Aber hinter jenem Eise, das niemals forttaut, das immer starr das gleiche bleibt, hniter jener Schranke: ‚bis hierher und nicht weiter', da lag doch Land. Keine Fata Morgana, wie sie vielleicht der sterbende Forscher erblickt in seinen letzten Minuten, nein, blühende Erde, Land, auf das man hoffen kann, an das man mit Sicherheit glauben kann — Deutschland! Die Seele lief ihm über vor Sehnsucht. Hätte er je gedacht, dass er seine Heimat so lieben könnte? Eine Heimat, schön mit ihren Wäldern und Wiesen, ihren Bergen und Tälern, ihren grünen Feldern und gelben Kornbreiten, mit ihren stillen Dörfern und rührigen Städten, eine gesegnete Heimat, schenkend mit vollen Händen. Die Narben des Krieges schon beinah verharscht, und ihr Volk, so fleissig, so friedliebend. Ach, Heimat, du glückliche Heimat! Wie ein Verhungernder, ein Verdurstender streckte der so weit Entfernte die Hände nach der Heimat aus. —

Wenn Hans Pfahl seiner Heimat gedachte, und er dachte jetzt sehr viel an die, dann war Hardy vergessen. Und er vergass auch, was ihn fortgetrieben hatte aus seiner Heimat. Niemals hätte er sie verlassen sollen — oh, wie anders erginge es ihm jetzt, wenn er sich benommen hätte, wie der Sohn es dem Vater, wie der Bürger es dem Vaterland schuldig ist! Hier in der ödesten Öde der Welt, preisgegeben Wellen und Wind, auf einer Insel, nicht viel anders als eine Klippe im Ozean, auf der nur der existieren kann, der auf alles, was Behagen, was Bequemlichkeit heisst, was der Mensch unbedingt glaubt haben zu müssen, verzichtet. Er hatte als Knabe den Robinson gelesen, mit Begeisterung, nun war er selber ein Robinson. „Armer Robinson", hatte der den Papagei sagen hören — ach, er war ja noch ein viel ärmerer! Ihm fehlte alles, was der noch gehabt hatte: Palmen und Brotfruchtbäume, Kokosnüsse und Lamas — und Sonne, Sonne! Er hatte nicht einmal die Robben mehr. Robinson suchte sich Austern am Strand, er hatte nicht einmal den kleinsten Fisch. Wie ihn nach einem solchen hungerte! Der Geruch des Wassers, der an Fische erinnert, quälte ihn jetzt. Jetzt mehr denn je, seit er krank gelegen; er konnte seine übliche Kost nicht mehr herunterwürgen, der Magen krampfte sich ihm, er musste sie ausspeien. Und Hunger, Hunger. Sollte er wieder krank werden? Krank werden durfte man hier nicht, dann besser, man ging zu Hardy, so lange man zu gehen noch imstande war. Ein Fisch, nur ein Fisch! Zu Hause hatten sie oft Fische gehabt. Er sah sie vor sich auf dem Küchentisch liegen, die Mutter schuppte sie, billige Fische, aber frisch, frisch. Er lief hinunter an die Bucht, nicht mit der Angel, denn wie immer schnürte der Gürtel des jetzt schwarzgewordenen Tangs das mit Eis verkrustete Wasser ab; aber vielleicht war eine hohe Welle barmherzig, warf dem Hungernden eine Gabe auf den Strand. Er suchte: nichts, kein Fisch, keine Krabbe, keine Muschel; gar nichts. Verzweifelt schweifte sein matter Blick, suchte und suchte; der Trieb der Selbsterhaltung war doch noch stark, zu Hardy geht keiner, der den Sommer jetzt bald vor sich hat. Es konnte ja nicht ewig mehr dauern, bis die Vögel hier waren, ihre Nester bauten. Hatte er heut nacht nicht schon Albatrosse kreischen gehört? Vor der Bucht draussen flatterten Raubmöven — und, halt, was war das?! Eine bekannte Vogelstimme, aber schon lange nicht mehr gehört. Er lauschte: ah, gackerndes Lachen! Sollte schon ein Pinguinenpaar nisten, ein Weibchen, das seine ersten Eier abgelegt hatte? Dem Ohr folgte das Auge: richtig, da sass die Pinguinin, dort in der weissumkalkten Nische des Uferfelsens dicht überm Wasser. Schwer zu erreichen. Aber was der Mensch sonst nicht wagt, dazu treibt ihn der Hunger. Er watete, er kletterte, er hing mit der Linken an einem Zacken, er schob das aufgackernde Weibchen beiseite, seine Rechte griff suchend tief in

die Röhre des Nistlochs hinein; er fühlte vier Eier, er nahm sich zwei. Seine herabhängenden Füsse beleckte gierig das Meer. Wie sie den Räuber ansah mit dummen Augen, den Kopf mit komischer Gebärde von einer Seite auf die andere legend — nein, nicht dumm und nicht komisch: sie bat. Schon reute es ihn. Zwei Eier, gross wie Gänseeier, hellgrün mit braunem Gesprenkel, er nahm sich nicht Zeit, sie zu kochen, er schlürfte gleich eines davon roh, noch war es gewärmt von der Mutter. Sie hatte, ja noch zwei Eier. Sie war doch nicht ganz beraubt!

Und wieder dachte er an die eigene Mutter, und wieder stieg ihm ein schierer Gedanke auf: sie war ganz beraubt. Und der Sohn selber war es gewesen, der sie beraubt hatte. Wenn eine Mutter ihr Kind durch den Tod verliert, dann weint sie, wenn sie aber den Sohn durch seine Schuld verliert, dann verzweifelt sie. Ob sie sehr verzweifelt war? Er sah sie sitzen, den Rücken gebeugt, sie starrte in ihren Schoss: oh, hätte sie sich nie dieses Leid geboren, nie es sich erzogen zu ewigem Schmerz! Er wurde den Gedanken ihres ewigen Schmerzes nicht los. Er musste mit ihr sprechen über weite Meere, in einen anderen Erdteil hinüberrufen: „Hier bin ich! Ich sage dir alles, und wenn du auch darüber weinst. Mutter, es wird dir ein Trost sein, dass ich dir jetzt nichts mehr verschweige." —

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

— Ich habe einen jungen Mann kennengelernt, er heisst Harry. Wenigstens nennt ihn sein Herr so. Er hat mich vom ersten Sehen an in sein Herz geschlossen, wenigstens sagt er so. Wir lernten uns kennen in der Bar, wohin mich Momm noch geschickt hatte. Eine kuriose Bar, anders als sonst die Bars sind: eine Bar ohne die Damen, die man gewohnt ist. Oder doch mit Damen, sogar mit sehr hübschen, gepudert, geschminkt, die Augenbögen gezogen, parfümiert, geschnürt und dekolletiert. Ich wollte es zuerst nicht glauben, ssad es Jünglinge sind. Ein Maskenfest?

„Hier ist's immer so", sagt Harry. Und dann stellt er mich seinem Herrn vor. Schon ein älterer Mann, sehr distinguiert; liebenswürdig. Mich wundert es, wie er mit Harry steht, der ist doch nur sein Chauffeur. Aber vertraut man nicht einem Chauffeur täglich sein Leben an? Es ist natürlich, dass dadurch der Ton vertraulicher wird. Dieser ältere Herr tanzt auch mit den jungen Damen, aber kommt eine von ihnen jetzt an unseren Tisch, will sich ihm auf den Schoss setzen, wehrt er sie ziemlich unsanft ab. Er will in der Unterhaltung mit uns nicht gestört werden. Er ist nur studienhalber hier, er will Berlins Nachtleben kennenlernen. Er ist Schriftsteller in seinen Mussestunden, zum Erwerb braucht er es nicht, er ist ein reicher Mann. „Du musst dich gut mit ihm stellen", sagt Harry, „wenn er dir hier auch manchmal" — dabei tippt er sich auf die Stirn — „ein bisschen meschugge vorkommt. Jedenfalls kann er was für dich tun und wird das auch, wenn du ihn zu nehmen weisst. Ich habe auch erst nicht 'rangewollt — na, man gewöhnt sich ja."

Ich habe gar nicht recht hingehört, was Harry sagt, ich habe ja auch nicht die Absicht, der Dritte in ihrem Bunde zu sein. Mir kommen die falschen Weibsbilder hier komisch vor, sie haben Busen und runde Arme und Schenkel, ich muss mich wundern, dass solch keiner Mann — lange habe ich mich nicht so gebildet unterhalten können wie mit ihm — hierher kommt. Er bestellt Wein, die Jungens drängen sich um ihn — pfui, sie sind ekelhaft! Der Herr Baron giesst mir auch ein, ich habe noch nie solch guten Wein getrunken, der schmeckt mir, aber benimmt mich sofort, denn ich habe heute noch nichts gegessen. Ich habe es Harry gesagt: wovon sollte ich essen? Momm, der Schuft, hat mir meine vierhundert Mark nicht wiedergegeben, weil ich kontraktbrüchig wäre. Unser schriftliches Abkommen sei als nicht gemacht anzusehen. Was nutzt es mir, dass ich schreie: „Sie sind aber moralisch dazu verpflichtet, mir mein Geld wiederzugeben, ich wusste doch nicht, welcher Art Ihre Geschäfte sind!" „Moralisch verpflichtet?!" Er hat mir ins Gesicht gelacht. Da habe ich ihm eine heruntergehauen. Er hat mir auch mein Gehalt für den letzten Monat einbehalten: „Meinetwegen, verklagen Sie mich?" Ich

habe aber das Geld nicht dazu und auch nicht die Zeit, auf einen Entscheid zu warten. Ich bin ganz blank: keinen Pfennig. —

Warum habe ich eigentlich damals nicht meine Zuflucht zu den fünfunddreissig Mark genommen, die mir die Mutter mitgegeben hatte? Sie hätten mich noch über Wasser gehalten, und ich hätte dann vielleicht doch etwas anderes gefunden — eine ehrliche Arbeit. Aber ich werde wohl gedacht haben, es kann mir immer noch schlechter gehn. Ach, es war auch wohl so mein Schicksal!

Der reiche Mann fragt mich armen Schlucker freundlich nach meinen Verhältnissen. Der Wein hat mich auftauen lassen, ich erzähle ihm, was Harry ihm wohl schon erzählt haben mag, denn er ist gar nicht überrascht. Er zuckt nur die Achseln: „Eine menschliche Hyäne!" Und dann sieht er mich wohlwollend an. Als er aufbricht, schiebt er mir einen Zwanzigmarkschein zu über den Tisch: „Sie werden ihn brauchen können, mein Lieber — bitte!"

Ich muss wirklich schon sehr heruntergekommen gewesen sein, dass ich den Schein so einfach hingenommen habe, von einem fremden Menschen — von diesem Mann! Ein Bettelgeld, oder eine —?! Ich habe mir aber gar nichts weiter dabei gedacht. Ja, ich erinnere mich, ich war herzlich froh und ihm dankbar.

Am anderen Tag fragt mich Harry, mit dem ich mich bei Aschinger verabredet hatte, ob ich wohl Lust hätte, die Dienerstelle beim Herrn Baron anzunehmen.

„Es kommen allerlei Besucher, auch die Schwester vom gnädigen Herrn — ich sage dir, eine wunderschöne Frau — du hast weiter nichts zu tun, als die Tür aufzumachen, die Leute anzumelden und aufzupassen, dass keiner was mitgehen heisst. Mittags gehen wir beide zusammen essen, wenn ich den Herrn Baron vorher ausgefahren habe. Er speist im Hotel. Abends ist er auch aus, ich auch, du bist dann allein in der Villa, kannst machen, was du willst. Sag mal, kannst du Kaffee kochen? Den bringst du ihm morgens ans Bett und putzt dann das Silber und machst, was sonst zu machen ist. Nicht viel. Ich werd' dir schon alles zeigen. Beim Bad bediene ich unsern Herrn. Ich massiere ihn auch."

Das war wirklich nicht viel, was da zu tun war, das würde ich schon fertigbringen — und dafür einen Extradiener?! Harry lacht: „Weisst du, er sieht überhaupt hübsche Jungen gern. Hast du ja wohl schon gemerkt. Nein, nicht?" Er lacht wieder. Lacht er mich aus? Ich will auffahren, ich bin jetzt leicht gereizt, dieses ewige: Wohin, was nun? macht so nervös. Da klopft er mich gutmütig auf den Rücken, schlingt dann seinen Arm um mich und zieht mich neben sich nieder: „Ich hätte die Stelle ja auch nicht gekriegt, wenn ich nicht so aussähe!" Er nimmt sein Spiegelchen aus der Tasche, besieht sich wohlgefällig darin und setzt die Chauffeurmüsse etwas schiefer auf das sorgfältig gewellte Haar. Ein sehr hübscher junger Mensch, gut gewachsen, und so blond wie ich dunkel bin. —

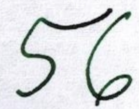
Nun bin ich schon zwei Monate hier, ich hätte nichts zu klagen, wenn nicht — ich soll ihn Theo nennen, wenn wir allein sind. Das kann ich nicht. Er sagt Jojo zu mir, seine Abkürzung von Joachim. Seine Schwester, die sehr schöne Frau, hat es einmal gehört, und da sah sie mich mit einem Blick an, den ich nicht vergessen kann. Was war alles in diesem Blick? Mitleidiges, Spöttisches? Und nicht auch etwas Verlangendes, etwas Verlockendes? Ich wurde mir nicht klar darüber, soviel ich auch darüber dachte. Aber dass auch etwas Verächtliches in dem Blick war, mit dem sie dann den Bruder streifte, das war mir ganz klar.

Sie heisst Katharina. Ihr Mann nennt sie Käthchen, ihr Bruder Käthe; beides passt nicht zu ihr. Katharina — sie ist eine grosse Herrscherin.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wie sah sie eigentlich aus? Hans Pfahl stützte den Kopf in die Hand. Er versuchte, sich ihr Bild zu rekonstruieren, es war wie in Stücke gebrochen, er konnte es nicht mehr. Und wie hatte er sie doch geliebt, angebetet! Hätte gelogen, betrogen, getötet



für sie, von einer Leidenschaft besessen, die ihn vergessen machte, dass er bis jetzt — trotz allem — in seinem Innersten doch immer ein anständiger Mensch geblieben war. Damals hatte es angefangen, dass er nicht mehr an die Mutter geschrieben hatte. Ach, die arme Mutter, sie hatte ja auch vorher selten genug einen Brief bekommen! Er hatte sich abgequält mit diesen Briefen. Und als ob sie das gemerkt hätte, waren auch ihre Antworten gequält gewesen, beschattet von manchen Zweifeln: ‚ist es auch wirklich so wie er schreibt, konnte sie es glauben, sagte er ihr alles?' Hätte er ihr denn alles erzählen können? Eine Frau, die als Mädchen keusch ist, die auch keusch in der Ehe bleibt, die kann so manches gar nicht verstehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

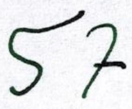
Katharina hat mich ihrem Bruder ausgemietet, abgehandelt, abgekauft — ich weiss nicht, wie ich es nennen soll. Sie braucht einen zuverlässigen Chauffeur für den neuen Chrysler. „Ich kann ja gar nicht chauffieren, gnädige Frau." — „Ich werde es Sie lernen lassen." Wieder dieser Blick — er senkt sich tief, fast versinkend in meine Augen — ein langer Blick. „In sechs Wochen sind Sie so weit", sagt sie kurz und wendet sich von mir.

Ich sehe ihr verwirrt nach, seltsam aufgeregt, wie sie die Treppe hinunterrauscht. Sie ist in grosser Toilette, zwar nur in Schwarz, aber wie überglitzert und beperlt, ich habe so etwas noch nie gesehen. Sie fährt von hier aus gleich in die Oper. Der Pelz gleitet ihr herunter, ich springe rasch zu, lege ihr den wieder um — oh, welche Schultern! Nackt, schneeig weiss, stolz und doch zart. Und welch ein Duft! Ich kann kaum atmen. Mit Mühe nur reisse ich die Tür vor ihr auf, stehe stramm, die Türklinke in der Hand, und lasse sie passieren mit einer stummen Verbeugung. Sie aber lächelt mich im Hinausschreiten an, sagt leicht und süss „Gute Nacht" — und wendet, wendet wahrhaftig noch einmal den Kopf nach mir zurück! Ihr Chauffeur hat den Wagenschlag schon geöffnet, hält ihn respektvoll vor ihr auf. Da sagt sie noch einmal, ebenso süss und melodisch: „Gute Nacht." Der Chauffeur macht den Schlag zu, er entführt sie meinen brennenden Augen. In sechs Wochen werde ich, ich, ihr Chauffeur sein!

„Also du willst mich verlassen?" sagt der Baron zu mir. Ich stehe verlegen. Mein Herr ist sehr gnädig, er will meinem Glück nicht im Wege stehen. Er wird ja auch rasch einen anderen finden, der besser für ihn geeignet ist. Ich kann nicht Theo sagen und auch nicht so sein wie ein zärtliches Weib. Ich bin doch ein Mann. Das fühle ich am meisten, wenn sie mir die Hand reicht — ich darf die küssen. Wie rasch ich chauffieren gelernt habe! Überhaupt ist chauffieren kein Kunststück, aber so schneidig wie ich fahre, ist es doch eins. Herrlich, herrlich, so schnell dahin zu fliegen wie die Kugel aus dem Rohr, wie der Pfeil vom Bogen, wie die Schwalbe, die durch den Äther schiesst — und mit ihr, mit ihr!

Katharina will auch chauffieren lernen. Sie sitzt immer bei mir am Steuer, auch wenn ihr Mann mit im Wagen ist. Sie hat ihn nicht aus Liebe geheiratet — das sagt sie ganz offen —, nur weil gerade kein anderer da war und sie eine grosse Passion vergessen wollte. Das wäre ihr aber jetzt erst gelungen, sagt sie, wenn wir allein mit dem Chrysler sind. Dann legt sie ihre Hände um meine Hände, die das Steuer halten — oh, diese schöngepflegten Hände, schlank und weiss, mit blanken rosigen Nägeln — sie dreht mit mir nach rechts und nach links, hält geradeaus, lacht, fragt: ob sie nicht schon ganz glänzend fahre — — und wir überfahren dabei einen Hund. Sein Aufschrei macht mich erschauern, ich will anhalten, herausspringen, nach dem armen Tier sehen, aber sie ruft: „Weiter, schnell weiter! Ist ja bloss ein Hund." Ein Kind haben wir noch nicht überfahren, aber neulich beinah.

„Ich hasse meinen Mann, er ist ein armseliger schlapper Kerl. Warum kann er nicht so jung, so hübsch sein wie du, warum nicht wie du so küssen?!" Ja, ich küsse sie heiss, und sie küsst mich heiss, wie Sinnlose hängen wir aneinander. Der Chrysler steht, Wald dunkelt, der See liegt tief unten, spiegelt rosig im Abendglanz, verlockend — sehr steil die Böschung — wir halten uns in den Armen. „Fahren wir doch wieder hierher",



bittet sie zärtlich. Und dann herrisch: „Du fährst ihn hierher." Sie umklammert mich, überschüttet mich mit glühenden Küssen, ihre Augen sehen schräg von der Seite in meine hinein: „Du willst ihn nicht herfahren? Du musst, du musst!"

Sie will ihn los sein, umwerfen soll ich. „Du musst, du musst!" Noch bin ich stark, noch — aber wie lange noch?! Wenn ich ihn herfahre, ein Unglück herbeiführe, die steile Böschung hinunterstürze, dann wollen wir beide mit ihm im See ertrinken, schlage ich vor. Das will sie nicht. „Nur er! Wir beide, wir wollen leben. Leben mit seinem Geld, auf Reisen — ja, um die Welt reisen — die alte Welt kann uns gleichgültig sein, wir lieben in einer neuen!" Es ist schrecklich, solche Gedanken mit sich herumzutragen, ich fahre unachtsam und schlecht. Warum fahre ich auf einmal so miserabel? Einer, dem man täglich sein Leben anvertraut, der müsste besser fahren. Ich kann nicht mehr fahren, es ist, als hätte ich's nie gelernt. Ich bin krank, ich schlafe keine Nacht mehr, ich sehe immer den See, die Böschung — steil, sehr steil — der Wagen, der da hinunterstürzt, schlägt um — das Wasser ist sofort tief, ohne flaches Ufer — eine Katze, die man ersäufen will, ist der, der im Wagen sitzt. Nein, ich kann's doch nicht, will nicht — aber sie, sie! Sie wird nicht bis dahin mitfahren, vorher absteigen, ein Vorwand findet sich leicht. Wenn dann der Wagen die Böschung hinunterschiesst, soll ich abspringen noch zur rechten Zeit — ich werde nicht abspringen, ich —

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Schreibende schüttelte den Kopf heftig, dass ihm die langen Haarsträhnen übers finstre Gesicht fielen. Er war noch in der Erinnerung bleich geworden, sehr bleich. Ich muss sehr krank gewesen sein, dachte er. Nicht krank, ein Unseliger, ein Unsinniger, wie toll verliebt in eine, die er heute verachtet! Dass es solche Weiber gab! Anderswo vielleicht, aber in Deutschland, in einem Land, in dem seine Mutter geboren war?! Gott sei gedankt, dass ihn damals ein gütiges Schicksal bewahrte! Dass ihm Zeit gegeben war, hier zu bereuen. War es denn nicht Busse, die er hier tat?

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe umgeworfen — nein, selber nicht umgeworfen, ich bin angefahren worden, beim Nichtachtgeben um eine Ecke. Ein schwerer Autobus hat mich zur Strecke gebracht. Mein Chrysler in Trümmer. Er sass nicht darin, aber sie, sie! Und diesmal im Fond. Glassplitter der grossen Scheibe haben ihr das Gesicht zerschnitten, das schöne Gesicht. Es gibt Narben. Ich war sechs Wochen im Krankenhaus: Gehirnerschütterung, Rücken gequetscht, Gott weiss was gebrochen, ich habe lange ohne Besinnung gelegen. Ich bin entlassen, ein untüchtiger, unzuverlässiger Chauffeur — Gott sei Dank!

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ja, Gott sei Dank! Hans Pfahl atmete auf: auch dies war zu Ende gegangen. Und jene Frau war vergessen. Nur heute, bei dieser Niederschrift hatte er ihrer gedacht. Man sagt, wahre Liebe lebt ewig — diese Liebe trug den Stempel, der sie zu Höherem erhebt nicht; nicht bei ihr, nicht bei ihm. Und wenn sie ihn sähe, so wie er jetzt aussah, sie würde sich niemals begreifen.

Er ging zu seiner Kiste, nahm den kleinen zerbrochenen Spiegel heraus, der ihm auch als Scherben noch genügen musste, und trat mit ihm ans Hellere. War das Glas des Fensters so blind, oder das Schneelicht so bleich? Er erschrak, als er sich ansah. War das noch dasselbe Gesicht, das einst so gefallen hatte? Schmutzig war es, graugelb, vom Wetter zergerbt, von Entbehrungen abgemagert, keine Spur mehr von Jugend da — das Gesicht eines Wanderers, der durch Wüsten wandert, in denen ihn nichts erquickt. Das Gesicht eines Streiters, der hart mit Hardy und mit sich selber gerungen hat. Das Gesicht eines Menschen, der stumm ist, weil er niemanden hat, mit dem er sprechen kann. Lange sah er sich so an; zu lange hatte er nicht in diesen Scherben gesehen. Aber das war nicht nötig, dass verwilderte Strähnen ihm bis auf den Rücken hingen, dass sein Gesicht von Bartstoppeln umschwärzt war wie von Kienruss. Er war plötzlich



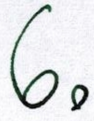
entsetzt über sich selber. Niemals würde seine Mutter ihn so wiedererkennen: ein fremder Wegelagerer, ein unzivilisierter Wilder — nein, der hier war nicht ihr Sohn.

11. Kapitel

Sie waren alle da, die Vögel des Ozeans, die, von jenem Eis her, das nie taut, und die aus der wärmeren Meeresströmung von Afrika her. Albatrosse mit mächtigen Schwingen und Geierschnäbeln, Sturmsegler, Taucher, Kaptauben, Polarenten, Kormorane, Möwen von allen Sorten und Eisvögel, die dem Schiff, das im Eise eingefroren ist, offnes Wasser verkünden. Dem einen verfrühten Pinguinenpaar waren viele Hunderte, viele Tausende von Paaren gefolgt. Pinguine aller Arten, sie liessen sich auf den Schollen herfahren, der Herr der Insel beobachtete sie. Wie sie dann in Schnelligkeit über die Schollen hinrutschten, als schwömmen sie auf dem Eis, jetzt tauchten sie unter ins offene Wasser, man sah sie nicht mehr, aber nun waren sie schon an die Küste gelangt, marschierten wie Menschen aufrechten Ganges, aber langsam, bedächtig hinan, neugierig, den Kopf auf die Seite gelegt mit grotesker Gebärde. Er hörte sie schnattern. Was sprachen sie wohl miteinander? Auch er sprach sie an: „Seid willkommen, ihr drolligen Vögel, ihr macht mich lachen." Er erschrak über die eigene Stimme, die hatte er lange, lange nicht mehr gehört. Die Stimme war klein und klanglos geworden, so, als wäre sie eingerostet in seiner Kehle. Eingefroren. Zu lange hatte er sie nicht gebraucht, wie ein Stummer dahingelebt, er musste erst wieder lernen, vernehmlich zu sprechen.

Und so sprach er denn jetzt mit den Vögeln — er kannte sie alle, und sie kannten ihn—: „Ihr Fresser, habt ihr denn noch nicht genug?" Die Albatrosse und grossen Sturmsegler rissen ihm die Brocken aus der Hand, sausten dann an ihm vorbei mit mächtig klatschenden Schwingen. Auch Möwen erhoben begehrliches Geschrei, sowie er aus der Hütte trat, sich sehen liess. Eine kleine Möwe mit schneeweissen Flügeln flog ihm auf die Hand. Girrend wie eine Taube wetzte sie den gelben Schnabel an seiner Schulter, rief ihm zärtlich „Achach" ins Ohr; ihr Auge silbergrau mit rötlichem Ring fragte: „Hast du noch mehr für mich?" Sie flog ihm auf den Kopf, liess sich so forttragen, pickte ihn auch zuweilen. Am besten stand er mit den Pinguinen. Die hatten von allen Löchern und Spalten, von jeder Vertiefung in den Felsen Besitz ergriffen; zu Tausenden, wie Regimenter von Soldaten, standen sie die Küste entlang, nicht nur der Grösse nach, sondern auch nach dem Alter in Reihen wohlgeordnet. Hier war ihre Insel, hier gehörte ihnen der Platz. Wollte der Mensch sich niederlassen, musste er erst rufen: Platz da! Dann rückten sie ein wenig zur Seite. Ein junger, noch ganz dummer Pinguin drängte sich zu nah an ihn, er musste den Dickbauch zwischen die Knie nehmen wie eine Gans, die man rupft; gemütlich schnatternd steckte der junge den Kopf unter seinen Rock. Sie watschelten alle heran mit wiegendem Seemannsgang, wenn er sie lockte — aber ach, was Darling ihm gewesen war, war ihm keiner von allen.

Jeden Tag stand er auf der Klippe, wo die Herde früher gelagert hatte, und sah nach den Robben aus. Noch immer keine. Nur die Pinguine kamen, wenn er sie lockte, standen schon vor der Tür seiner Hütte und warteten auf seine Gaben. Er wässerte das Salzfleisch aus für sie, er ass es nicht mehr, er hatte jetzt Überfluss an anderem. Er brauchte seine Pinguine auch nicht mehr zu berauben, die liederlichen Möwen verloren ihre Eier am Strand; überall lagen die, achtlos fallen gelassen, nur aufheben musste er sie. Nur Fische entbehrte er. Er sah wie die Albatrosse, die Raubmöwen tauchten, er sah sie dann kreisen, silberne Fische in Klauen oder Schnabel, ihm gab keiner etwas von der Beute ab, wie der Reiche dem Armen nicht abgibt. Wenn es ihn so nach Frischem gelüstete, er hätte sich ja einen Pinguin greifen können, dem den Hals umdrehen, wie der Bauer dem Huhn, aber dazu konnte er sich nicht entschliessen. Er verstand jetzt die Lene, die sich jedesmal die Schürze über den Kopf warf und vom Hof rannte, wenn es hiess: schlachten. Wie eine Trauernde war sie dann zum Markt gefahren, zwischen den



Körben voll Gemüse den Korb mit den geschlachteten Hühnern. Bleich und still lagen die in ihrer Blösse, gerupft und gestreckt, gestern noch prangend voll bunter Federn, krähend und gackernd. Und er sass einst bei Lene vorn auf dem Brett, er fuhr sie zum Markt, er war Knecht bei dem Bauern. Oh, wie war er nur dazu gekommen?!

Auf dem Kirchhof hinterm Wächterhaus sass Hans Pfahl auf dem Steinblock, auf dem er im vorigen Sommer schon gesessen, bis ihn die Mücken vertrieben. Jetzt war es noch nicht so warm, sie kamen noch nicht und quälten, aber ihm war es schon warm genug, er war hart jetzt gewöhnt. Er erhob, seine Augen zum Himmel: welch eine Gnade, die Sonne! Noch war ihr Gesicht nicht ganz voll und golden, es schien noch ein wenig bleich vom Winter, es hatte auch einen nebligen Schleier vor, aber es war doch da, war da, man ahnte schon den wärmeren Schein. Es war wärmer hier draussen als drinnen in der Hütte, er hatte allzuviel Feuerung im Winter Verbraucht, jetzt musste er sparen. Und die Nacht kam nicht früh, der Abend war lange hell, so sass er gern draussen. Versunkene Gräber vor sich — auch Hardys Grab — aber sie machten ihm jetzt nicht mehr schwere Gedanken. Was so ein bisschen Hoffnung doch tut! Er hoffte jetzt auf den Sommer. Wie Hühner im Sand buddelten Pinguine im spriessenden Gras, sie suchten nach Fröschen und Würmern. So hatte auch er einst am Feierabend im Grasgarten hinterm Gehöft bei Bauer Heintze gesessen, müde, wie zerbrochen an allen Gliedern von noch nicht gewohnter Landarbeit: rückst du nicht lieber aus, tippelst wieder die Strasse, die von kleinen Bäumchen gesäumt scheinbar bis in die Unendlichkeit fort geht für wundgelaufene Füsse in zerrissenen Schuhen?

„Ich will auch das aufschreiben!“ Er rannte ins Haus und holte sein Buch. Er hob die Hand gegen seine leis gackelnden Vögel: „Nun seid ihr da still!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe mein Gehalt als Diener und auch den als Chauffeur — man hat mir nichts davon abgezogen — verbraucht, ich hätte schon eine Weile damit auskommen können. Ja, wenn Emmi noch für mich gerechnet hätte! Ich bin nicht sehr praktisch, ich muss erst lernen, wie man auch den Pfennig umdreht. Ich habe auch keine Beschäftigung gefunden — was kann ich denn? Mit fremden Sprachen ist jetzt nichts anzufangen, nichts mit all meiner Schulweisheit — hätte ich doch irgendein Handwerk gelernt! Früher war es Mode, dass auch Söhne der höheren Stände neben dem Studium irgendein Handwerk erlernten — spie klug war das! Wenn ich doch jetzt schreinern könnte, buchbindern oder schuhflicken! Es laufen so viele Menschen herum, die sich nicht alle neue Schuhe kaufen können. Zuerst habe ich mich angeboten, Schülern Nachhilfestunden zu geben, habe inseriert in der Zeitung — und wenn ich nur eine Mark für die Stunde bekommen hätte! Nur eine Schlächterfrau hat sich gemeldet, ihr Junge soll studieren. „Er is nich begabt für die fremden Sprachen“, sagt sie, „es is ja auch doll, was se verlangen!“ Ich habe zugegriffen, trotzdem ich nun doch keine Mark bekomme, sondern das Mittagessen, und für abends Belag auf mein Brot. Sie gibt reichlich; ich kann all das Fette gar nicht bewältigen, ich gebe immer dem armen Lahmen an der Ecke für seine Kinder davon. Das hat sie gesehen, nun ist sie beleidigt: „Bei uns is es Ihnen wohl nich gut genug? Herrmännchen braucht auch keine Nachhilfe mehr, Herrmännchen hat im letzten Diktat ’ne Zwei.“

Ich habe noch allerlei anderes versucht. Aushilfekellner bin ich gewesen, ich bin auch avanciert zum richtigen Kellner, eine grosse Nummer wie einen Orden im Knopfloch. Einen Frack habe ich mir dazu kaufen müssen, das hat viel verschlungen; ich hätte mir einen beim Althändler kaufen sollen, mich ekelte aber zu sehr vor dem speckigen Frack mit dem verschwitzten Futter. Das Restaurant ist nach vierzehn Tagen geschlossen worden — ich habe eben kein Glück.

„Sie sollten Gigolo werden“, rät mir der Ober. „Sie haben so ’ne schöne Figur, sehen schmachtend blass aus, auf so was springen die Damen.“

„Ich kann nicht tanzen, habe auch nie Tanzstunde gehabt.“

Mein Gönner lacht laut: „Tanzen —?! Is gar nich nötig dabei!“



Mich graust. „Ich habe ja auch nicht die Kleidung dazu." —

„Stimmt, elegant müssen Sie sein. Modernsten Frackschnitt, onduliert, manikürt, Stärkhemd, Lackstiefeletten; nicht zu vergessen: seidne Unterwäsche. Auf die kommt's sehr an."

Ich habe meinen Kellnerfrack wieder verkauft. Der Klavierspieler im Restaurant hat ihn mir abgenommen, aber nur ein Viertel von dem bezahlt, was er mich neu gekostet hat. Ich habe ihn ja auch vierzehn Tage getragen, und der Klavierspieler hat vier kleine Kinder. — Ich habe dann Inseratenakquisiteur werden wollen für eine Zeitung, aber was bin ich geworden? Zeitungsausträger. Dann habe ich für eine Buchhandlung ausgetragen, einen Journalzirkel. Aber ich habe selber zuviel darin gelesen, auf den Treppen, in den Haustüren, ich bin nicht pünktlich reihum gekommen. Dann war ich Laufbursche bei einem Kolonialwarenhändler: guter Mann, ich bekam satt. Zuletzt gab's nichts mehr auszutragen, die Leute kauften zu wenig bei ihm. Da ging ich wie andere vor die grosse Markthalle und stellte mich auf. Ich half, wenn es etwas zu helfen gab; ich habe auch Damen und Dienstmädchen Körbe und Taschen nach Hause getragen, ich hatte meine bestimmte Kundschaft.

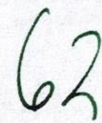
Und was tat ich noch alles? Ich denke nach, aber ich bringe nicht alles mehr zusammen. Doch anständig war alles immer.

Ich habe Berlin nun verlassen. Ich finde keine Arbeit mehr da, es sind zu viele, die welche suchen. Ich mag auch nicht mehr Pflaster treten und Asphalt riechen. Nun tipple ich, wie man das so nennt. Zuerst bin ich gelaufen, als würde ich verfolgt, gelaufen wie damals mit Louisa. Nur ist es jetzt etwas anderes, was mich jagt, nicht mehr Träume und kindische Phantastereien. Arme Louisa! Ich denke jetzt viel an sie. Hinter der endlosen Reihe ewig gleicher Chausseebäume schaut sie vor, rechts und links, über stopplige Äcker flattert ihr Röckchen — jetzt kommt Heide. Oh, wie müde sie ist, zum Umsinken müde, aber sie wandert, sie wandert, sie hat ein Ziel. Ich aber habe keins. Und kein Ziel haben, das macht noch müder. Ich eile nicht mehr — wozu? Über die Landstrasse traben, das tut den Füssen so weh, und man merkt das Dröhnen des harten Bodens bis in den Kopf. Ein alter Landstreicher gesellt sich zu mir, er trägt seine Habe, in ein rotes Schnupftuch gebunden, am Stecken über der Schulter. Ich trage mein Köfferchen in der Hand, es ist mir viel zu schwer, es passt auch nicht mehr zu mir. Unter einem Haselbusch fange ich an, auszupacken, ich muss mich entlasten: was werfe ich davon weg? Der alte Kunde sieht mir zu. Ein paar völlig verbrauchte Schuhe nennt er „pikfeine Trittlinge", er bewundert alles: „Kein Tinnef, alles nobel. Von was für Masematten haste das her?" Ich schenke ihm die Schuhe, eine Hose und ein Hemd. Er tanzt wie ein Besessener vor lauter Glück um mich herum, um den Haselbusch, zieht gleich Hose und Hemd an und wirft seine stinkenden Lumpen weg. Wenn ich den Kerl doch los wäre! Aber er klebt sich mir an, er ist mein Schatten, mein zweites Ich. Werde ich selbst auch so werden? Nein, nein, ich muss von der Landstrasse weg! Wir wandern nun schon acht Tage zusammen. Er nennt es. „abklappern", wenn er in die Dörfer geht betteln — oder auch stehlen. Er will immer mit mir teilen. Nein, das kann ich nicht, das will ich nicht, Bettelbrot essen! „Dann gehste kappores", sagt er; er ist beleidigt, dass ich nichts von ihm annehmen will. Ich habe meiner Mutter Spargroschen längst anbrauchen müssen, nur noch ein Stück Brot kann ich mir kaufen und einen Trunk Milch, aber ich fühle, dass diese Nahrung nicht so ist, um meinen Körper bei Kraft zu erhalten. Ich muss weg, von der Landstrasse weg, weg von dem Kunden. Aber er jammert, wenn er merkt, ich will mich von ihm trennen. Sage ich „Geh du links, ich gehe rechts", dann winselt er wie ein misshandelter Hund. Er hat keinen Sohn, keinen Bruder, keinen Menschen auf der ganzen Welt, er ist über siebzig, alt und schwach — und ich will ihn verlassen?!

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Hans-Joachim, du hast ihn verlassen, hast ihn trotzdem verlassen, dachte der Schreibende. Er atmete auf, eine frische reine Luft wehte ihn an, so rein, fast balsamisch, er sog sie ein wie ein Befreiter, Beglückter. Der erste Abend des Frühlings,



was man hier auf der Insel Frühling nennt! Die Sonne nicht mehr zu sehen, aber noch war es nicht dunkel. Ein seltsames Licht. Aber noch hell genug, um von der Lene zu Ende zu schreiben.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie hat mich von der Landstrasse weggeholt, aufgelesen, wenn man ehrlich sein will. Ich habe mich, unritterlich genug, nun doch von dem Alten getrennt. Ich bin ihm weggelaufen. Ich war müde und hungrig und ganz ohne Hoffnung. Da kam sie gefahren, hatte auf dem Markt ihr Gemüse, ihre Hühner verkauft, war guter Dinge, schnickte mit ihrer Peitsche in die Luft und pfiff. „Hallo?" sagte sie. Ich fiel vor Müdigkeit fast vor dem Wagen hin. Sie liess mich aufsitzen; sie gaben mir Nachtquartier, ich durfte in der leeren Knechtskammer neben dem Pferdestall schlafen. Ich habe so sanft, so erquicklich geschlafen, am Morgen war ich ein anderer, von meinem Schatten befreit, war wieder ein junger Mensch.

„Hört mal", sagt Bauer Heintze zu mir, „den Knecht habe ich fortgejagt, er war faul und frech, ich brauch jetzt jemand zur Hilfe. Gerste und Hafer sind noch draussen; und denn die Kartoffeln. Wollt Ihr bleiben? Arbeit verlang ich — wir arbeiten selber ja auch —, aber Lohn zahl ich Euch nicht. Ihr könnt ja noch nichts. Freie Station, ein Bett und Essen. Und ein Paar Stiefel. Euere sind kaputt."

„Bleiben Sie doch", sagt Lene zu mir. Ich sitze auf dem Hauklotz im Hof, stiere nachdenklich die Stallwand an. Das habe ich niemals gedacht, dass ich Bauernknecht werden könnte, aber ich muss. Schon ist es September, die Äpfel reifen am Baum, wenn ich in Herbstnächten nicht auf der Landstrasse klamm werden will, muss ich hierbleiben. Hier werde ich winters wenigstens nicht frieren, warm dampft der Mist. Tiere habe ich gern, es sind auch Kühe und Schweine hier.

„Bei uns is es schön", sagt die Lene und zeigt lachend schneeweisse Zähne. Sie putzt sie wohl nie, aber weiss sind sie doch. Sie ist sauber, saubrer als der Vater; unter dessen Nase hängt immer Schnupftabak, er rasiert sich wochentags nie, nur an Sonntagen. Die Mutter ist auch keine Schönheit, starkknochig und mager, ausgedörrt von Arbeit und Geiz, aber sonst ein gutes Weib, still und friedfertig. Lene ist auch nicht schön, aber mollig und munter; sie ist voller Jugend. Wenn sie nicht wäre, hielte ich es nicht aus. Wer nicht von klein auf zur Landarbeit erzogen ist, der ahnt nicht, wie schwer die ist. Sie zerbricht einem alle Knochen. Wer nicht in der Ernte gemacht worden ist, zwischen den Korngarben im dampfenden Schweiss, oder bei der Heumahd im duftenden Schober, der soll die Hand davon lassen.

Der Bauer ist unwirsch, er ist enttäuscht von mir; gross und stark sehe ich aus, das hat ihn verleitet. Die Bäuerin ist milder: „Er lernt es ja schon." Und Lene? Lene lacht, aber sie hilft mir heimlich: so packt man die Schwaden an, so stellt man die Mandeln auf, so! Dass der Wind durchstreichen kann und alles bald trocknet. In der Mondnacht, wenn's mich aus dem Pferdestall treibt — er ist so niedrig, so dunstig, Hunderte von Fliegen sind Quälgeister —, dann spazieren wir über den Acker. Wie ist der Mond hell, ein grosses freundlich-vertrautes Gesicht, man sieht sein breites gutmütiges Lachen. Und die Sterne zittern mit verliebtem zaubrischen Schein und hüpfen in ihren Löchern—da, da fällt schon einer herab." Wünsch dir schnell was!" Lene hängt sich in meinen Arm. Beim langsamen Schlendern fühlt sie die Mandeln an: „Die hier haste gut aufgestellt. Aber die fällt ja um!" Sie stellt sie zurecht.

So arbeitet sie immer, Tag und Nacht; es ist wirklich prachtvoll, wie sie ohne Anstrengung arbeiten kann. Ich komme mir wie ein Stümper vor, bin oft sehr verzagt. Dann schlingt sie den Arm um mich, legt ihre blühende Wange — nicht einmal heiss ist die, frisch und kühl — an mein erhitztes Gesicht und sagt: „Geduld, du lernst es schon! Und dann heiraten wir. Ich kriege den Hof. Und nun komm, nun gehen wir schlafen."

Ich weiss, sie hofft, ich gehe nicht in den Pferdestall, ich gehe mit ihr; sie erwartet das. Aber ich gebe ihr einen Kuss: „Schlaf wohl, Lenchen!"



Ich werfe mich auf mein hartes Knechtsbett; nun surren die Fliegen nicht mehr, aber mich umsurren Gedanken. Ich kann nicht schlafen, so müde ich bin. Es liegt nicht so weit ab, mit Lenchen zu gehen, sie ist frisch und jung, sie ist wie der Tau am Morgen, ihre Natürlichkeit, ihre instinktive Güte entzücken mich. Sie findet gar nichts dabei, sich dem ganz zu geben, den sie lieb hat. Und sie hat mich lieb. Sie hat mich auf der Landstrasse aufgelesen, müde und obdachlos, sie hat mich zu ihren Eltern gebracht, ich weiss sehr wohl, es ist ihr Werk, dass die geizige Mutter mir das Brot nicht missgönnt, dass der enttäuschte Bauer mich nicht gehen heisst wie den faulen Knecht. Ich kann nicht so undankbar sein. Denn bei ihr bleiben kann ich nicht. Heiraten — den Hof bekommen —, hinterm Pflug gehen, nichts tun als säen und ernten und auch weiter nichts denken, nur nach oben schauen, ob es trocken bleibt oder Regen kommt, nein, das kann ich nicht! Noch nicht. Und da sie nichts anderes denkt als lieben und arbeiten, beides mit der gleichen gesunden Kraft, mit der ganzen Hingabe ihrer unverfälschten Natur, so bleibt mir nichts anderes übrig: ich muss wieder weiter. Wird sie mich verstehen, wenn ich ihr das sage? Schon träumt sie von langen gemütlichen Winterabenden. Schnee liegt hoch, der Bauer geht nicht weiter als vom Haus bis zum Stall und vom Stall bis zum Haus. Er schläft wie der Dachs, wie der Maulwurf, er schläft sich Kraft an für den Sommer, in dem die Arbeit kaum Zeit zum Schlaf lässt. Stil verträumt liegt der Hof, es schlafen die Felder, die Gedanken auch schlafen ein, man denkt nicht weiter als vom Strickstrumpf zum Kochtopf, als vom Bett zur Wiege. Sie ist glücklich dabei, sie verlangt nichts anderes, aber mich schüttelt das Grauen. Ich kann das nicht.

Es hat nichts genützt, dass ich ihr's sagte. An einem Sonntag war es, die Mutter in der Kirche, der Vater im Wirtshaus, Hand in Hand sind wir in den Wald gegangen; schon roch es nach fallendem Laub, nach Vergehen und Sterben. Sie erzählt von den vielen Erdbeeren, die im Sommer hier wachsen, sie will immer welche pflücken für mich. Jetzt bietet sie mir dafür ihre Lippen, die auch rot wie Erdbeeren sind. Und sie lacht und ist fröhlich, kann es gar nicht begreifen, dass ich jetzt sage: „Ich kann nicht hier bleiben, ich muss von hier fort." —

„Du willst fort?!" Ihre Augen sind schreckensstarr, sie umfasst mich mit beiden Armen, drückt mich so fest an sich, dass ich ohne rohe Gewalt mich nicht freimachen kann. —

Der Oktoberwind pfeift, ich habe mich fortgeschlichen in dunkler Nacht. Es wird mir schwer. Ich sehe nach Lenes Fenster hin, ihr Lämpchen brennt, sie schläft noch nicht, vielleicht dass sie wartet, doch wartet. Es wird mir auch schwer, so aufs Geratewohl in die Nacht hinaus, sie ist finster und grausam. Es regnet. Aber ich habe mich nun einmal entschlossen: wie der Dieb in der Nacht, anders komme ich nicht fort. Sie hat sich hinter den Vater gesteckt, ihn herumgebracht mit Tränen und Bitten; der Bauer ist halsstarrig, er hat nur diese seine Jüngste behalten, andere Kinder sind ihm gestorben. „Nun denn in Gottes Namen", sagt er, so schwer es ihm auch fällt. Die Alten wollen ins Ausgedinge gehen, den Jungen den Hof überlassen. Ich habe ihm alle Gründe dargelegt, weshalb ich das nicht kann und nicht will — ich weiss, sie steht hinter der Tür und lauscht — ich habe ihm klar zu machen gesucht, dass ich nicht hierher passe. Er nimmt den Pfeifenstummel, an dem er von morgens bis abends saugt, aus dem Mund, spuckt aus und sagt: „Herpassen, nee, das tut Ihr auch nich — aber wenn sie nu doch will!" Und damit ist's für ihn abgemacht.

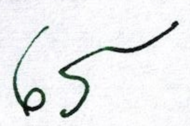
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Abgemacht, das war es gewesen, aber anders als jene guten Leute es sich gedacht hatten. Einfache, brave Menschen! Und zufrieden. Der Bauernstand, trotz all seiner Mühsal, doch der glücklichste Stand! Hans Pfahl lächelte und sprang auf, hob die Arme empor und dehnte die Brust. Welch seltsames Licht noch?! Jetzt war es doch an der Zeit, Nacht zu sein. Verwundert blickte er um sich.

Eine plötzliche Helle. Woher? Sie kam von Süd und Südwest — Licht — erst in feinerem rosigen Schimmer zarte Streifen, dann sich zu farbigeren, ineinandergeschlungenen Bändern verdichtend; dann wie eine Draperie zusammengerafft, wundervoll farbig vom Himmel hängend herab bis zum Meer — das Südlicht! Wolken zogen darüber hin, versuchten es zu verschleiern, es gelang ihnen nicht. Licht, Licht, das stärker als aller Nebeldunst ist! Es leuchtet intensiv wie ein Aufgang der Sonne, aber milder, verklärter als die, es tut dem Auge nicht weh. Zauberisches, unerklärliches Licht, nicht Sonnen-, nicht Mond-, nicht Sternenlicht — ein Licht, das Nacht, Himmel, Meer und Küste, die krasse Grösse unermesslicher Öde magisch verschönt und auch den Menschen mit seinem Schicksal sanft versöhnt. Licht, seliges Licht, mit nichts zu vergleichen!

Voller Bewunderung, wie gebannt steht der kleine Mensch vor dem grossen Wunder, die Hände erhoben wie ein Anbetender. Und die Erde war wüste und leer, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern, und Gott sprach: „Es werde Licht!"



12. Kapitel

Die Robben, die Robben! Die Sonne schien hell und heiss und bestrahlte sie. Er hatte es fast aufgegeben gehabt, auf sie zu hoffen. Nun waren sie auf einmal da, die unverhoffte Freude war so gross, dass sie ihn fast überwältigte. Seine Tiere, seine Gefährten! Die Seelöwen gross, die Seelöwinnen kleiner, glatt und glänzend, streckten sich wohlig aus auf der Klippe, die Sonne spiegelte auf ihren Rücken. Die ganze Herde war da; nur Big Ben fehlte, statt seiner herrschte ein anderer, auch gewaltig und stattlich, aber noch schienen nicht alle ihm untertan.

Darling hielt sich abseits. Er erkannte sie gleich: schön wie immer, aber nicht ganz so lichtbraun mehr, ihre Farbe spielte schon ein wenig ins Graue. Und ein Junges hatte sie wieder bei sich, an dem leckte und putzte sie fleissig herum. Ob es noch ein Kind von Big Ben war, von ihm empfangen, ehe er so kläglich sterben musste? Wenn sie doch sprechen könnte! Er kniete neben ihr nieder, sie war grösser geworden, ihr Kopf sah ihm über die Schulter.

„Wo bist du gewesen, Darling? Warum hast du so lang auf dich warten lassen?" Ihr rundes Auge zeigte kein Weiss wie beim Menschen, die Pupille verschwamm im dunkelbläulichen Schwarz der Regenbogenhaut, es sah ihn seelenlos an. Nein, doch nicht ohne Seele. Er merkte es deutlich, sie freute sich, ihn zu sehen. Sie erkannte ihn wieder. Die anderen der Herde waren noch scheu, sie war es nicht; wieder wie früher liess sie sich streicheln, über den glatten Kopf, über den spiegelnden Rücken, lag still dabei, und ihr seltsames Auge verliess ihn nicht. Wenn er doch wissen könnte, was sie dachte! Sie dachte gewiss: mein Freund ist noch da, der Mensch, der mich liebt, der mich nicht missachtet, der auch in mir ein Wesen mit Seele sieht. Sie liess das Lecken über ihr Junges sein, sie leckte die Hand des Menschen, der sie liebkoste.

Die Einsamkeit hatte aufgehört. Wenn er jetzt abends über die Klippen ging, das Blinklicht anzuzünden, war sie noch da. Und sie folgte ihm. War sie nicht wie ein Hund? Er sprach zu ihr: „Du holst dir täglich Fische aus dem Meer, bring auch mir einen Fisch, bring ihn hierher. Hier her!" Sie sah ihn scheinbar verständnislos an, ihr Auge spiegelte kein Verstehen, und doch, eine Stunde darauf brachte sie einen goldschuppigen, sich im Halbbogen krümmenden, lebenden Fisch. Sie hielt ihn im Maul. Er nahm ihn ihr ab: „Darling, brav, hast du gut gemacht!" Er streichelte, klopfte, belobte sie und lachte vor Freude. Und auch sie lachte; man konnte ihre seltsamen Laute — hochplärrendes Gebell und vergnügliches Brummen — wohl so deuten.

Sie hatte ihn wirklich verstanden, sie brachte jetzt oft einen Fisch für ihn mit aus der Tiefe des Meeres. Glückliche Tage! Er hätte nie geglaubt, dass man auf Hog-Island glücklich sein könnte. Er war es. Eisberge kamen nur noch in der Ferne vorüber: spitze Türme und klobige Kegel, Mauern, tafelförmig geschichtet, oft von Grotten und Rinnen durchbrochen. Wärmere Winde trieben sie schnell dahin, Strahlen, scharf wie Messer, durchstachen sie. Mürbe gemacht, angebohrt, benagt und beleckt von wärmer gewordener Strömung, tauchten sie nur noch wie Phantome auf, um ebenso rasch zu verschwinden, heruntergezogen, verschluckt vom um sie quirlenden Wasser. Und zwischen Eisbrocken, die hie und da noch strandeten, schwammen munter die Wale. Man sah ihre schwarze Rückenfettflosse überm lichtblauen Wasserspiegel, eine ganze Herde riesiger Pottwale. Sie kamen der Küste näher als sonst; er hatte noch nie so deutlich ihr Schnauben gehört, mit dem sie, atemschöpfend, das Wasser emporbliesen. Es spritzte wie ein Springquell, mit Gewalt in die Höhe geschleudert, empor — quellendes Leben aus der Tiefe.



Der Sommer war da für Hog-Island, kurz aber schön, doppelt schön, weil er so kurz bemessen. Als hätte ein Zauberstab die Moospolster berührt, so schnell wurden sie grün; nicht nur oben in Hardys Gärtchen waren Blumen zu finden, der Entzückte fand auch hier unten welche. Er wusste nicht, wie sie heissen, bescheidene Blümchen, er pflückte ein Sträusschen von ihnen. Niedrige Stengel, sie gaben keinen hohen Strauss, aber er stellte sie sich in der Hütte hin, freute sich an Weiss, Blau, Gelb und zartem Rosa und glaubte sogar, süssen Duft zu verspüren. Er hatte keine schweren Gedanken mehr. Das Vogelheer machte ihn lachen. Das schwirrte, das wirrte, das gackerte, krähte, gurrte und quarrte, das schrie und lärmte, das liebte und brütete, schlüpfte aus und wuchs schnell; Vögel aller Arten und Gattungen. Wie eine Wolke war's, wenn sie aufschwirrten, sich erhoben, um dann wieder zurückzusinken aufs Meer, die Insel zu umrudern mit Jubel und Triumphgeschrei.

Sein erster Gang war am Morgen zu Darling, und am Abend sein letzter zu ihr; sie begrüsste ihn wie ein Hund, der sich freut, wenn sein Herr kommt. War sie denn nicht wie ein solcher gelehrig, und verstand sie nicht jedes Wort, das er zu ihr sprach? Sie unterhielten sich lange, und waren es auch nur unartikulierte, oft kreischende Laute, bellend und brummend, die sie ihm zur Antwort gab.

Er war fast enttäuscht, aufgeschreckt aus seiner friedvollen Welt, aus einem Reich, das keinen Hass, keinen Neid, keine Ehrsucht kennt, in dem er, allen ein Freund, umherging und nichts ihn betrübte, als der „Saviour" plötzlich erschien. Er hielt auf Hog-Island zu.

Wie würde der Wächter vor Freude rennen! Der „Saviour" hatte die Flagge gehisst und einen Böllerschuss abgegeben. Kapitän Flimers liess beidrehen, langsame Fahrt, damit der Junge sich erst drauf vorbereiten konnte, wieder Menschen zu sehen. Seit einem Jahr keine Seele! Und mit niemandem gesprochen! Und nun die Freude! Weiss Gott, er freute sich auch, den wackeren Jungen wiederzusehen. Ungeduldig stand er auf dem Vorderdeck, nahm sein Fernglas, um nah und näher die Insel ohne Baum, ohne Strauch, mattgrünlich überzogen mit moosigem Schimmer, steilfelsig mit drohendem Klippenrand aus den Fluten tauchen zu sehen. Der Krater trug noch auf seinem Gipfel eine Haube von Schnee; aber kein Mensch zu erblicken. Wo war der Wächter? Warum kam er nicht angestürzt?! Er musste den Kurs des „Saviour" doch längst gesehen haben. Warum schwenkte er nicht die Flagge, oder riss sich das Hemd vom Leib und winkte mit dem vor unbändigem Jubel?!

Mit sehr rotem Kopf stand Kapitän Flimers; der war jetzt noch röter als sonst nach sechs Whiskys: es würde mit dem Jungen doch nicht etwa gegangen sein wie mit dem vorigen Wächter? Das sollte ihm leid tun. Sie hielten schon auf die Einfahrt zu, manövrierten zwischen den Klippen durch. Nun waren sie drin in der Bucht, jetzt sahen sie ein Stück weiter oben blank in der Sonne, den Anstieg zum Berg im Rücken, Haus und Depot — ganz unversehrt, nicht davongeflogen. Aber der Wächter?!

„Hallo, hallo! Wächter, Pfahl, Hans Pfahl!" Langanhaltendes lautes Geschrei. Schlief der? Der Faulpelz, die Schlafratze — oder war er ein toter Leichnam? „Hallo, hallo!" Flimers schimpfte: war das ein Willkommen? Er hatte sich das ganz anders gedacht.

Mit schlenderndem Gang kam jetzt der Wächter von oben herunter. Es eilte ihm nicht. Sein Hemd blähte sich im Wind, der trotz des Sommers voll Heftigkeit war. Er ging barfuss, seine unbedeckten Haare wehten, eine Möwe sass drin wie im Nest. Er hielt den Kopf steif, winkte und nickte nicht, um sie nicht zu stören. Und was war das? Des Kapitäns Unmut wurde durch ein Lachen erstickt. Er lachte, der Steuermann lachte, der erste Maat lachte, die ganze Crew lachte. Der hatte ja noch mehr Begleitung! Rechts Pinguine, links Pinguine, vor ihm watschelten welche, hinter ihm welche, sie drängten sich ihm vor die Füsse. Er ging wie ein Herrscher inmitten seiner Untertanen.

So kam der Wächter zum Strand herunter; er machte eine entschuldigende Handbewegung, wie: „Ich kann doch nicht rascher." Erst das laute Gelächter der Ankommenden verscheuchte die Vögel; aber auf Stufen und Vorsprüngen in der Nähe blieben sie sitzen und äugten neugierig mit schiefem Kopf.

Flimers atmete wie befreit auf: da hatte er sich unnütz Sorge gemacht, der Junge war ja ganz wohlbehalten; er lachte sogar, und das hatte er selbst bestenfalls nicht von diesem Wächter auf Hog-Island erwartet. Freilich mager war der jetzt sehr, eine zerrissene Hose schlotterte um seine Beine und das Gesicht war auch hager. Aber hässlich war das drum doch nicht durch die Unbill des Wetters geworden, nur braun, tiefbraun. Donnerwetter, was hatte der Mensch für Augen! Gross, ganz seltsam leuchtend; Auge das ganze Gesicht.

Der Wächter bot allen die Hand zum Gruss, auch er schien sich zu freuen, Menschen zu sehen, aber man merkte wohl, er war ihrer entwöhnt. Er sprach stockend mit kleiner Stimme, erst nach und nach floss ihm die Rede mehr. Aber lange Geschichten von Abenteuern, die er während des langen Jahres hier doch erlebt haben könnte, bekam Flimers nicht zu hören. Nicht einmal kurze Berichte, man musste ihn alles abfragen. Nichts, nichts war geschehen. Immer das gleiche: Regen, Winde aus Westen, im Winter statt Regen Schnee, statt der Winde Stürme; treibende Schollen draussen, Krachen von Eis, und Nebel, Tage und Wochen Nebel. Und ausser einmal beutegierigen Robbenschlächtern, Gott sei Dank, niemand!

Wie hatte er sich denn nur die Langeweile vertrieben?

„Man gewöhnt sich an die; ich habe jetzt keine mehr."

„Und die Einsamkeit?"

„Ich fühle sie jetzt nicht mehr."

Ein grossartiger Wächter, wie geschaffen für diesen Posten! Er hatte auch Haus und Depot gut in Ordnung gehalten. Schade, wenn der nicht bleiben würde! Aber man konnte es ihm ja nicht verdenken, wollte er wieder mit zurück. Nur ein Jahr war er verpflichtet zu bleiben. Flimers traute sich noch nicht, danach zu fragen. Er selber hatte genug an dem einen Tag, er war froh, morgen wieder Hog-Island verlassen zu können. Die Ladung wurde gelöscht: neues Holz, neue Kohlen, im Depot der Proviant aufgefüllt, alles in Blechbüchsen der lästigen Ratten wegen, und wegen des Schimmels, der in der Feuchtigkeit alles anfrass. Auch die Kaninchen waren gleich lästig, sie gruben sich lange Gänge unter den Mauern durch. „Schiessen Sie, Wächter, schiessen Sie doch!"

„Ich schiesse nur, wenn es nicht anders geht. Die Kaninchen sitzen meist still im Kohl, im Winter verspüre ich wenig von ihnen."

Nun war die Gelegenheit da, um zu fragen: „Bleiben Sie noch ein Jahr hier, Pfahl?" und um zu sagen: „Die Gesellschaft erhöht im zweiten Jahr den Wächtergehalt um ein Drittel — bleiben Sie noch dieses zweite Jahr?"

Er hatte nicht ja und nicht nein gesagt. Er stand auf der Robbenklippe bei Darling und sah übers Meer. Fern auf der anderen Hälfte der Erdkugel, weit, weit von hier lag seine Heimat. Hatte er denn keine Sehnsucht nach der? „Heimat, du schöne, o du geliebte Heimat!" Er streckte, wie verlangend, die Hände aus. Da lag sie weit hinter jenen unermesslichen Wellen von Wasser und Äther, in denen der Ball der Welt schwimmt. Auf jener anderen Hälfte der Erdkugel, wo es jetzt Winter war, da war Deutschland! Eine Sehnsucht, die er glaubte noch nie so heiss empfunden zu haben, war heute in ihm. Hatte das Wiedersehen mit Menschen und Schiff die so in ihm aufgestöbert? Wenn er jetzt wollte, konnte er zurückkehren zu Menschen und Zivilisation, es kostete ihn nur ein Wort, ein Berufen auf seinen Kontrakt, und er kam fort von der öden Insel, in der nur Tiere seine Genossen waren. Konnte wieder menschlichen Umgang pflegen, teilhaben an dem, was Bildung, Kunst und Wissenschaft, was Genie an Schönheit und Fortschritt in Kunst und Technik ersonnen, was deutscher Fleiss und deutsche Ordnung geschaffen hatten. Er konnte vor seinen Vater treten: „Vater, ich habe gesündigt vor dir" — er hatte ja noch in Deutschland ein Elternhaus, hatte noch eine Mutter, die für ihn bat — aber würde sein Vater auch sprechen wie jener Vater im Bibeltext: „Dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wieder gefunden worden?"



Seine Stirn furchte sich, der helle Glanz in seinen Augen erlosch: nein, er war noch nicht lange genug fortgewesen! Noch durfte er nicht zu Flimers sagen: „Ich will mit zurück."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Sie wollen also nicht mit zurück?" sagte Flimers. Er fühlte eine grosse Genugtuung: nun hatte er den Jungen doch beschwätzt, der Gesellschaft den guten Wächter wieder für ein Jahr gesichert. „Sie haben auch ganz recht" — der Kapitän klopfte dem vor ihm Stehenden auf die Schulter, er musste sich dazu auf die Zehen recken — „was wollen Sie auch in der alten Welt? Allgemeine Flaute. Es ist nirgendwo viel Gutes zu finden. In Deutschland am allerwenigsten. Abgesehen von Ihnen, Mr. Pfahl, liebe ich die Deutschen nicht, aber was wahr ist, muss wahr bleiben: man hat Deutschland bös mitgespielt. Es krankt an den Folgen des Krieges. Ein armes Land!"

Der andere sah ungläubig, fast verächtlich drein: was für ein dummes Geschwätz! Und plötzlich dachte er an seine Mutter, die deutsche Frau, eine starke aufrechte Frau — wie hatte sie doch gesprochen? „Ich glaube an Deutschlands Zukunft!"

„Deutschland wird niemals untergehn", sagte er fest und mass den Engländer von oben bis unten.

Die Stunde der Abfahrt war da. Sie schüttelten sich die Hände. „Machen Sie's gut, Mr. Pfahl", sagte Kapitän Flimers, als er an Bord ging, „und bleiben Sie selber all right. Good luck, my boy!"

Die Crew jubelte vergnügt ihr Farewell; sie waren es alle zufrieden, hier wieder wegzukommen, sie schrien und winkten nach dem Ufer zurück, zuletzt sangen sie. Der Gesang ging verloren im Rauschen bewegterer Dünung, eine Landbrise wehte und trieb den „Saviour" rasch aus der Bucht hinaus in die offene See.

Da fuhren sie hin die Menschen — alle Menschen! „Ich bleibe hier", sagte der Wächter ganz laut. Er winkte ihnen kurz nach. Es wurde diesig, er sah sie nicht mehr. Nun kamen seine Pinguine, von ihnen begleitet, ging er hinauf zu Darling.



Dritter Teil

13. Kapitel

Er erkannte die Bank gleich wieder. Da stand sie in den Anlagen, die erst am Quai entlang, und dann mit ihren Rasen und Blumenbeeten und Büschen sich bis weit hinaus zu den Villen ziehen. Damals war sie neu gewesen, schön rot angestrichen, ein Drahtkorb neben ihr für Einwickelpapiere und Obstabfälle. Jetzt war sie nicht mehr neu, ihre Farbe abgeschabt von auf ihr herumkletternden Kinderfüssen, zerkratzt von nägelbeschlagenen Sohlen nächtlicher Pennbrüder. Auch er hatte sich damals eine Lagerstätte auf ihr suchen wollen. Kein Geld für ein anderes Obdach mehr. Er erinnerte sich ganz genau: hier, hier hatte er gestanden und in dumpfer Verzweiflung auf die rote Bank niedergestiert. Ihre Lattenstäbe hatte er gezählt, die der Lehne, die des Sitzes, wie ein Blöder, wie ein nicht aus noch ein Wissender, von der Not stumpf Gewordener. Warum war er bis zu dieser Stadt getippelt, mit müden Füssen, verstaubten Kleidern? Ging Louisa noch immer neben ihm, trieb sie ihn nicht an: nach Hamburg, nach Hamburg?!

Es lagen viele Schiffe im Hafen, auf irgendeinem würde er gewiss ankommen, sich anmustern lassen können; aber die Ausläufer, die noch keine Seefahrt mitgemacht hatten, waren nicht gesucht gewesen. Vielleicht als Kohlentrimmer unten in der durchglühten Hölle neben der stampfenden Maschine, von Russ geschwärzt, von Schweiss überströmt? Es konnten doch unmöglich so viele sein, die sich darum rissen. Aber es waren viele da, die auf so billige Weise hofften nach drüben zu kommen. Auch als Abwäscher in der Kambüse hatte er sich angeboten — vergebens. Und wäre er nur auf einer alten Hamburger Treckschute angekommen, so wäre er schon froh gewesen. Aber auch das nicht.

Über das ernste Gesicht des hochgewachsenen Mannes, der heute vor der roten Bank stand, flog ein leichtes Lächeln: damals so, und heute so! Er liess einen musternden Blick an sich heruntergleiten: guter neuer Anzug, in Kapstadt gekauft, als der „Saviour" ihn da absetzte. Ganz neu eingekleidet: Stiefel, Wäsche, alles was zu der Ausstattung eines zivilisierten Menschen gehört. Bare zweihundert Pfund Sterling hatte ihm die Schiffsgesellschaft ausgezahlt und noch eine Extravergütung für das zweite Jahr auf Hog-Island, und freie Fahrt und Verpflegung bis zum deutschen Hafen. Sie hatten gesagt: „Good luck, Sir, hope to see you again". Er hoffte das nicht, dachte gar nicht daran. Nun war er in Deutschland, in der Heimat, so heiss ersehnt!

Er schob die Seemannsmütze aus der schönen Stirn, in die eine dunkle Haarwelle fiel, und sah auf zum Himmel: war es Louisa gewesen, die ihm das damals geschickt hatte? Ein Zeitungsblatt war geflogen gekommen, dahergeflattert wie eine Taube von dem schon nächtlich sich senkenden Himmel herab. Der Wind blies vom Wasser her auf die Bank zu, pustete es über den Weg, drehte es, wirbelte es herum, und dann lag es ihm vor den Füssen. Der Arme, der gar nichts hat, hebt auf, was er findet, auch er hatte es aufgehoben. Ohne weiteres Interesse, nur um etwas zu lesen, hatte er hineingeblickt, mit gar keiner Hoffnung, und dann doch plötzlich: eine Annonce! An in die Augen fallender Stelle nicht leicht zu übersehen. Was, wer wurde verlangt? Wo?! Er sprang auf, seine Füsse trugen ihn auf einmal wieder. Er hielt sich die Annonce dicht vor die Augen, das dämmernde Licht scheidenden Tages war nicht hell genug, aber auch das aufflammende Licht einer ersten Laterne hatte ihm genau dasselbe gezeigt — 10. August 1928 — das Datum jenes Zeitungsblattes.

Ein Tag des Schicksals, ein Tag, den er niemals vergessen würde! Nun sass er, kaum mit dem Woermann-Dampfer angekommen, wieder auf dieser Bank. Aber neben der Erinnerung an jenen Tag, die sich jetzt frisch regte, empfand er heute noch ein anderes



Glück, noch ein viel grösseres, ein Glück, ohnegleichen: jetzt bin ich da! Das ewige Beben der Schiffsplanken hatte aufgehört, und doch fühlte er jetzt etwas Ähnliches; auch heute bebte er, aber in dem über ihn kommenden starken Gefühl: ich trete Heimaterde.

Er sass nun schon hier fast eine Stunde. Es wurde abendlich. Die Formalitäten der Ankunft lagen hinter ihm, sein Gepäck war in einem Gasthof abgegeben, er hatte die Zeit, hier zu sitzen. Alles was sonst in Hamburg war, war unwichtig für ihn, nur diese Stelle hier, diese war wichtig. Und morgen mit dem ersten Zug fuhr er nach Berlin. Auch dort nur kurzer Aufenthalt, dann gleich weiter. Nach Hause, nach Hause. Wie würde er seine Mutter finden? Wenn sie nun nicht mehr am Leben war, vor Kummer gestorben? Hundertmal hatte er an sie gedacht, zuletzt aber jeden Tag, jede Stunde, seine Sehnsucht war so stark geworden, dass sie ihn fast zu zersprengen drohte. Wenn er sie nicht mehr fände?! Er senkte den Kopf auf die Brust. Und wie würde er den Vater finden, noch unzugänglicher, noch mehr mit seinem Geschick hadernd? Wenn die Mutter nicht mehr da war, dann gewiss. Die Sicherheit, die ihn bis dahin beglückt hatte, wurde plötzlich ein Zögern. Die gleiche Angst, die er gehabt hatte, aus der Einsamkeit zur Menschheit zurückzukehren, fasste ihn auch jetzt. Und wenn sie ihm nun beide zürnten, dem Sohn ihre Türe verschlossen? Er hatte sie zweimal hinter sich zugeschlagen, das erstemal hatte sie sich ihm wieder aufgetan — Geduld und wieder Geduld —, aber würde sie sich ihm auch zum zweitenmal auftun? Sieben Jahre fort! Nur im ersten Jahr noch an die Mutter geschrieben, dann nie mehr. Nein, das war zu lange gewesen, das ertrug keine Geduld. Die Mutter würde weinen, der Vater toben, sie hatten recht, sich von ihm zu wenden. Allzulange Trennung tötet die Liebe.

Einsam die Anlagen, kein Mensch mehr kam vorüber, vom Hafen her nur kleines Lichtgeflinzel, ab und zu das Pusten aus irgendeinem Schornstein; im dunkelnden Wasser hier und da ein sich spiegelnder Stern. Nun war es an der Zeit aufzustehen, sich ins Gasthaus zu begeben — da, eine Hand hatte sich ihm schwer auf die Schulter gelegt. Er sprang auf. Hinter ihm eine Gestalt, vor ihm eine — Hafenarbeiter? Oder was waren die?! Unwillkürlich fasste er mit der Hand nach der Brust: da, unterm Rock, dicht auf dem Hemd hatte er die Brieftasche.

Sie sahen seine Bewegung. Ein Überseer, alle Überseer kommen mit Geld! Der eine Kerl fasste nach der Hand, die sich wie schützend auf die Brust legte, und suchte die festzuhalten. Aber mit einem unerwartet schnellen und kräftigen Griff drehte der Überfallene dem Angreifer das Gelenk um. Es knackte ganz laut. Vor Schmerz stöhnend, wich der Mann zurück. Die Zwei wurden jetzt plötzlich ganz anders — der Fremde hatte ja Bärenkraft — mit heisern, verängstigten Stimmen legten sie sich aufs Betteln. Ach, der Herr war fremd hier, er wusste nicht, wie elend es einem hier ging. Nirgendwo Arbeit. Seit Wochen, ach was, seit Anfang Winter, seit einem Jahr schon keinen Pfennig verdient. Und Frau und Kinder daheim, die Hunger schrien. Wenn der gnädige Herr vielleicht ein paar Groschen übrig hätte — arme Familienväter — was tut ein Vater nicht, wenn seine Kinder vor Hunger weinen?! Sie baten herzbewegend erbärmlich.

Es war ihnen sicherlich nicht zu trauen. Der Fremde war ständig auf seiner Hut, aber etwas in ihren heiser gestammelten Reden schien ihm doch wahr. Wieviel Arbeitslose gab es denn hier? Sie nannten ihm eine Zahl, die ihn entsetzte. Und anderwärts? Vielleicht stand es nur hier so traurig. Sie schüttelten die Köpfe: überall war es so.

Auf sein Glücksempfinden, in der Heimat zu sein, legte sich plötzlich ein Druck, das Blut wich ihm aus dem Gesicht: er hatte es sich hier so ganz anders gedacht. Freilich auch er hatte einst schwer Arbeit gefunden, aber das hatte an ihm gelegen, er hatte nichts gekonnt, keine Arbeit verstanden. „Was seid ihr eures Zeichens?"

„Ich bin Feinmechaniker, und der" — der Schmächtige wies auf den Grössern hin, der noch immer sein schmerzendes Handgelenk hielt — „der ist Mauerpolier. Aber was nützt uns alles Gelerntsein? Selbst wenn man Arbeit kriegt, es ist alles zu teuer. Sie sagen zwar immer: ‚Es wird billiger', wir haben noch nichts davon gemerkt. Und Wohnung kriegt man überhaupt nicht mehr. Unsereins wohnt in Notstandsbaracken,

in ausrangierten Eisenbahnwagen. Viele schlagen sich aus Brettern und Eierkisten 'ne Bude zusammen, geteerte Pappe die Wände, Wellblech oder so was obendrauf."

Sie waren nicht roh, sie dachten auch gar nicht daran, ihn etwa noch zu bedrohen, sie bedankten sich vielmals; er hatte ihnen gegeben von dem losen Geld, das er in der Tasche trug. Sie zogen die Mützen, er sah ihnen nach, ins Dunkel hinein, in dem sie verschwanden.

Er konnte nicht einschlafen in dieser ersten Nacht. Das Bett war besser als das in der Schiffskoje, hundertmal besser als die Pritsche mit der härenen Decke oder der Schlafsack, in dem schon die Motten waren. Aber doch war es ihm, als hätte er da bequemer gelegen. Das weisse sanfte Bett mit seinen Kissen, der elastischen Matratze und der wie Seide glänzenden Steppdecke war ihm so ungewohnt, dass es ihn aufregte. Draussen ging auch noch lange der Lärm der Strasse. Ach, er war gar nicht mehr für die Stadt gemacht, er sehnte sich nach der Stille seiner Insel. Er dachte an sie und ihre Ruhe wie an etwas Köstliches.

Er hörte die Uhr der nahen Kirche schlagen — zwölf. Das war noch nicht spät. Gewiss strichen die zwei Arbeitslosen noch umher und suchten einen, dem sie Angst einjagten. Die gleiche Angst wie ihm, die Angst, die sich nicht abwehren lässt mit starker Faust, die Angst, die den befällt, der liebend an die Heimat denkt. So grau der Himmel über der Heimat? Nein, das konnte nicht sein. Trotz des verlorenen Krieges war Deutschland Deutschland geblieben. Wie konnte er sich nur von ein paar Lumpenkerlen, die ihre Faulheit mit Arbeitslosigkeit entschuldigen wollten, so belügen lassen?! Schade, dass ihm die Heimkehr dadurch vergällt worden war. Nun aber fort mit solchen Gedanken, morgen früh um sechs rasselte der Wecker — der Hausbursche hatte ihn vor seinen Augen gestellt —, dann sprang er auf, steckte den Kopf ins frische Wasser, fuhr in die Kleider, eilte auf die Bahn. Setzte sich in den Zug, der, schnaubend und rasselnd, mit jedem Umdrehen der Räder ihn der Mutter ein Stück näher brachte. Das beruhigte ihn. Er knipste das Licht aus. Nun würde er schlafen.

Ein Uhr — wie hart und dröhnend die Kirchenuhr schlug! Auf Hog-Island war um diese Zeit nichts mehr zu hören gewesen, kein Flügelschlag, kein gackerndes Lachen der Pinguine, kein Bellen der Robben auf den Klippen. Selbst das Meer hielt nur den einen, dumpfbrausenden Orgelton an. Der Mond schwamm wie ein stummes Lamm sanft im Äther und spiegelte sich im Meer. Ob die Zwei noch immer herumgingen? Am Quai draussen fanden sie niemand mehr, aber in den Strassen und Gässchen und Twieten. Er sah sie so deutlich vor sich, vernachlässigt, herabgekommen, einst vielleicht ganz gut aussehende Leute.

Zwei Uhr. Er warf sich wiederum auf die andere Seite. Es war ihm plötzlich heiss auf die Seele gefallen: seine Mutter würde doch nicht auch etwa in Not gekommen sein? Die Pension des Vaters war klein — teuer, teuer, sagten die Leute. Ach was, teuer! Die kannten nicht Auslandspreise, Deutschland war billig dagegen. Nur im Krieg oder nachher war es in Deutschland teuer gewesen für kurze Zeit. Er konnte sich noch erinnern, dass damals Frauen zum Kaufmann von ihrem Hab und Gut ein Stück trugen zum Eintauschen für ein Brot oder ein paar Pfund Mehl. Aber so würde es ja niemals mehr werden, seine Mutter würde niemals mehr Schlange stehen müssen, warten bis zur Ohnmacht, um einen Fetzen Fleisch und ein Viertelpfund Butter. Das waren eben Kriegs- und Nachkriegszeiten gewesen. Und doch war es ihm, als hätte er statt der guten Matratze einen harten Rost unter sich, der noch dazu glühte.

Drei Uhr. Noch drei Stunden, dann war die Marter dieser Nacht zu Ende und mit ihr die unnützen lächerlichen Gedanken. Wie war es nur gekommen, dass solch törichte Ideen, geradezu irrsinnige Einbildungen, ihm die Ruhe rauben konnten? Er ärgerte sich: wie kann ein Mensch, der sich so gefreut hat, aus einem Übermass der Gefühle plötzlich so ins Gegenteil umschlagen?! Das kam von der Aufregung. Ja, es war eine grosse Aufregung, wieder in der Heimat zu sein, all das wieder zu sehen, wonach man sich gesehnt, und das man doch so blind verlassen hatte. Nein, so war es nicht, er hatte wohl gesehen, war kein dummer Junge mehr gewesen, auf der Landstrasse waren ihrer



genug mit ihm getippelt, die auszogen, um Arbeit zu suchen. Es musste schon vor zwei Jahren wenig Arbeit gegeben haben.

Vier Uhr. „Gott sei Dank, dass die Nacht jetzt bald zu Ende ist und dass ich da bin“, sagte er ganz laut und legte die Hände zusammengefaltet auf seine Brust. Nicht lange mehr, und er sah seine Mutter wieder. Sie war jetzt eine alte Frau, ganz grau und gebückt. „Liebe Mutter“, dachte er, „komm, nimm meinen Arm, du hast mich oft gestützt, jetzt stütze ich dich!“ Er sah sie so nah vor sich, dass er ihre Wange streicheln konnte; er legte seine Stirn an diese welke und doch so weiche Haut — nun schlief er. —

Der Wecker rasselte schon eine ganze Weile, der Schläfer, das kühngeschnittene Profil mit weichem Ausdruck auf die Seite gelegt, wachte nicht auf.

„Herr, hören Sie denn nicht, aufstehn! Schon halb sieben, Ihr Zug geht sieben Uhr neun!“ Das war der Hausknecht, er pochte mit der Faust an die Tür.

Die Mutter, die Mutter! Auf, höchste Zeit! Hans-Joachim von Pfahl war zum Bahnhof gestürzt, schon sass er im Zug.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Er sass in die Ecke gedrückt, hielt die Augen geschlossen; er konnte sich nicht freimachen von dem Traum, den er geträumt hatte, als er endlich schlief. Die Mutter hatte er in seinen Traum mit hinübergenommen, das war natürlich, aber warum hatte dieser Traum, der so freundlich begonnen, so schrecklich geendet? Erst sass die Mutter ganz munter auf ihrem gewohnten Platz an dem kleinen Nähtisch — besserte sie Wäsche aus? Er kannte es so genau, wie sie immer in den Fingerhut hineinpustete, ehe sie ihn aufsteckte: „Dann sitzt er fester.“ Sie nähte an einem langen weissen Gewand, das war so lang, es musste um ihre sehr dünn gewordene Gestalt bis zur Erde fallen. Ein Mann kam zur Tür herein, er war kein Jüngling mehr, aber doch noch jung, ein Mann, tief gebräunt, in einem Anzug aus Kapstadt, mit einer Seemannsmütze. Ach Gott, das war er ja selber! Der Mann schrie: „Mutter, Mutter“ und wollte auf sie zu. Aber sie schüttelte den Kopf und sagte: „Was wollen Sie?“ „Mutter, ich bin es doch, ich, dein Sohn!“ Da ging die Nebentür auf und ein alter Mann, wirklich ein schon ganz alter Mann, steckte den Kopf herein: „Was ist denn, Gertrud?“ Sie sagte ängstlich: „Ich kenne den Menschen nicht. Er sagt: er wäre mein Sohn, ich habe ja keinen Sohn. Darum nähe ich mir jetzt auch mein Totenhemd.“ Der alte Mann nickte: „Sie näht, ganz recht, man will doch mit Anstand sich in den Sarg legen. Sie irren, Herr, wir haben nie einen Sohn gehabt — aus.“ Und dann war die Frau am Nähtisch plötzlich tot. Er hatte im Traum einen ungeheuren Schmerz gefühlt.

Er fühlte den auch jetzt in der Bahn noch. Er drückte sein Gesicht ans Fenster, um nach der draussen vorüberfliegenden Landschaft zu sehen. Endlich ganz wach werden! Sich ablenken. Draussen viel erstes Grün, schon werdender Frühling.

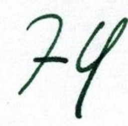
„'ne schöne Jahreszeit, um 'ne Reise zu machen“, sagte sein Gegenüber. In der dritten Klasse knüpft man schnell eine Unterhaltung an. „Wollen Sie auch nach Berlin?“

Ein „Ja“, kurz und nicht freundlich.

Aber der Gesprächige liess sich so leicht nicht abweisen. „Früher fuhr ich sehr oft nach Berlin, in Geschäften. Richter und Söhne' —“ er machte eine gleichsam sich vorstellende Verbeugung — „bekannte Firma, kennen Sie natürlich? Jetzt bin ich 'n kleiner Zigarrenreisender mit sieben Prozent Provision. Alle Spesen natürlich selber zu tragen. Aber man muss noch froh sein, dass man irgend etwas verdient. Verflucht schlechte Zeiten. Zigarren und Zigaretten haben wohl immer noch Kundschaft — es wird immer noch viel verpafft. Ich bin Nichtraucher, aber ich kann mir denken, je grösser die Sorgen, desto mehr Zigaretten. Die Leute sind nervös.“ Sein Blick musterte den anderen neugierig: „Sie sind wohl lange fort gewesen? Im Ausland?“

Wieder ein kurzes „Ja“, aber doch lauschte der Heimkehrende jetzt auf: also auch dieser sprach von schlechten Zeiten? Unwillkürlich wendete er seinen Blick vom Fenster ab und dem Zigarrenreisenden zu.

Dieser nahm das sofort als Aufforderung zu weiterer Unterhaltung: „Früher bin ich immer zweiter Klasse gefahren — ich hätte erster fahren können. Wenn es jetzt noch



vierte gäbe, würde ich vierter fahren. Man muss sparen, in allem sich sehr bescheiden — auch im Vaterwerden. Ich habe nur ein Kind, ein zweites wäre schon zuviel."

Mit starrem Blick sah Hans-Joachim den Redenden an. Den Zweien gestern in den Anlagen hatte er nicht geglaubt — Faulpelze und Langfinger — aber dieser Mann sah sehr anständig aus, ein Herr in gutem Anzug, blendend weissem Hemd und mit goldner Uhrkette. Ein gutmütiges, blondes, echt deutsches Gesicht, und doch den Stempel der Sorge auf der Stirn.

Was war das nur, was war das nur, was ihn hier empfing? War das die Heimkehr, die er sich ersehnt hatte?! Er wendete wieder den Blick dem Fenster zu, drückte seine Stirn gegen die Scheibe. „Unerträglich heiss hier drin. Sie gestatten?" Er schob die Scheibe hoch und lehnte sich hinaus. Eine befreiende frische Luft. Es war wirklich zum Ersticken gewesen. Und auch eine Wohltat, diese gutbestellten Felder zu sehen. Da fuhr eine Drillmaschine über den Acker — starke wohlgenährte Pferde — ein Bauer trieb Kühe. Auf der Wiese hinterm Knick eine ganze Herde, herrliches buntfleckiges Vieh, es lagerte wiederkäuend oder jagte einander in tollem Frühlingsübermut. So bös konnte es nicht sein, dass man Angst zu haben brauchte für die Heimat. Unzufriedene gibt es überall. Es waren Unzufriedene, die so unkten. Aber hatte sich der Zigarrenreisende denn eigentlich beklagt? Oder gar geschimpft? Nein, er hatte nur ruhig festgestellt, dass es mit seinem Geschäft nicht mehr hatte vorangehen wollen. Und dass die Jetztzeit in manchem schwierig war. Nun, dann musste man sie eben nehmen wie sie war. Solange da draussen solche Felder waren — er sah, wie der Wind durch die Saaten lief und kleine Wellen in ihrem Saftgrün schlug —, solange noch solche Herden weideten, Burschen pfiffen und Kinder jubelten, solange an jedem Bahnübergang hinter der Schranke Mädchen mit Schultaschen und glatten Zöpfen, Buben mit Tornistern lärmten, rotbackige Scharen, Kinder zu Dutzenden, zu Hunderten — solange hatte es um Deutschland nicht not. Es musste ganz schön sein, in solch einem Dorf zu wohnen. Mit roten Dächern sah eins aus weissen Blütenbäumen heraus. ‚Es ist so schön bei uns', hatte das die Lene auf dem Bauernhofe nicht gesagt? Aber ihm hatte vor Eintönigkeit und Stille gegraust. Jetzt, nach zwei Jahren Hog-Island, verstand er es.

Ach, seine Insel! Seine Sehnsucht breitete auf einmal Schwingen aus und trug ihn auf sie zurück. Da waren seine gefiederten Freunde — und da, da, seine Robben! Schwer hatte er von Darling Abschied genommen. Ob sie jetzt auf einer anderen Klippe lagerte, nun der Mensch fort war, der sie liebte und den sie erwartet hatte alle Tage? Hatte sie es verstanden, als er zu ihr sprach: „Ich gehe in meine Heimat, nach Deutschland, wir müssen uns trennen?" Sie hatte ihn starr angesehen mit ihren bläulichspiegelnden schwarzen Augen, er hatte in deren unergründlichen Tiefen die Seele des Tieres zu finden vermeint. „Darling, lebe wohl!" Kein Abschied von einer anderen war ihm jemals so schwer geworden.

Nun sprangen hier Ziegen und Kälber herum, Hühner posaunten es aus, dass sie ein Ei gelegt hatten, die Henne führte ihre Küchlein dreist am Bahndamm spazieren, und dort in der Wiese standen auf roten Stelzen Frösche suchende Störche. Auch hier gab es Tiere. Wer auf dem Land leben will, der muss Tiere lieben. Möchte er denn jetzt auf dem Lande leben? Das hing von der Mutter ab. Und da war er wieder auf einmal bei ihr, und die Freude des Wiedersehens wurde abermals stark in ihm. Er lehnte sich weit hinaus und atmete ein mit offenem Munde: wie die Heimaterde duftete, so stark, so belebend! Nein, es ging alles gut. Der hässliche Traum war vergessen, er sah sie wieder, sie öffnete ihm selber die Tür, er hielt die erst Erschreckte, dann Glückliche in seinen Armen. Warum hatte er nicht nach Hause geschrieben, sein Kommen gemeldet? Er hätte es tun müssen, allzu plötzliche Überraschungen sind gefährlich. Was war es, das ihn davon zurückgehalten hatte? Feigheit. Angst, sie könnten sich erst überlegen: wollen wir ihm auch zum zweitenmal unsere Tür öffnen? Nein, lieber gleich: „Da bin ich, da bin ich, geliebte Mutter, geliebter Vater!" — in seinen Umarmungen alle Vorwürfe ersticken. Freude tötet ja nicht.



Die Bäume liefen am Zug vorbei, er haschte nach einem Blütenzweig — Blüten, Blüten, wie er sie auf Hog-Island nie gesehen — da fühlte er sich kräftig zurückgezogen, am Rock gepackt: „Herr, man bekommt es ja mit der Angst, nicht zum Ansehen, wie Sie sich 'raushängen. Bitte, machen Sie lieber zu! Sie erkälten sich auch." Der Reisende hüstelte. Hans-Joachim sah, dass er sich den Paletot angezogen und zugeknöpft hatte. Ganz klein sass er da, und sah sich um mit ängstlichen Blicken. Ob der dachte, er hätte es mit einem Verrückten zu tun? Sie waren beide ganz allein im Abteil. Und so etwas von Verpimplung, der fror! Hans-Joachim war erst unwillig gewesen: was fiel dem Mann ein, ihn so am Rockschoss zu zerren? Nun aber musste er lächeln. „Es tut mir leid, dass Sie gefroren haben, ich bitte um Entschuldigung."

„War's Ihnen denn nicht kalt?"

„Nicht im mindesten."

„Sie waren wohl sehr weit weg? Darf man fragen, war es da sehr kalt, dass Sie so abgehärtet sind?"

Der Gefragte lachte: „Ein bisschen kalt schon. Eisberge genug."

„Mein Gott, denn waren Sie wohl in Grönland, wohl gar am Nordpol? Filmaufnahmen gemacht? Grossartig!" Der blonde Mann war ganz aufgeregt. „Mir sehr interessant, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Hans Pfahl."

„Den werden wir hoffentlich bald auf der Voranzeige lesen. Film ist wirklich das einzige, was man sich jetzt noch leisten kann. Wann kommt er denn heraus?"

„Gar nicht." Der Ausgefragte antwortete kurz und verdrossen. Hamburg, ein Begriff für die ganze Welt! Und doch mutete ihn ihr Bürger kleinstädtisch an. Er war es auch gar nicht mehr gewohnt, sich zu unterhalten. Und doch, wenn man in der Welt, mit der Welt wieder leben wollte, durfte man nicht einsilbig sein, er musste das Stummsein verlernen. Er machte die Augen zu und lehnte den Kopf an die Holzwand; trotz der geschlossenen Lider fühlte er die Blicke des Mitreisenden. Er wusste ja nicht, dass sein tief gebräuntes Gesicht, entschlossen und kühn mit edlen Linien, anderen auffiel und sie fremdartig anmutete. Wieder begannen in ihm Gedanken zu kreisen, er hatte sich noch nie gefragt: was willst du in der Heimat beginnen? Nur erst einmal da sein, weiter hatte er noch nicht gedacht. Heute, hier auf der Bahnfahrt, mit geschlossenen Augen sitzend, um eine Unterhaltung nicht weiterführen zu müssen, dachte er darüber nach.

Unmöglich, den Eltern auf dem Halse zu sitzen, auch wenn sie ihn gern aufnehmen sollten. Ach, es war gar nicht so leicht, sich wieder in der Heimat zurechtzufinden, das fühlte er heute schon. Es fiel wie ein bittrer Tropfen in den Taumelkelch seiner Freude. Zwei Jahre Hog-Island — nur zwei Jahre — aber sie hatten sich um ihn gerankt, ihn umklammert; so leicht, wie er es sich gedacht hatte, waren sie nicht von sich zu tun. Eine Insel, eigentlich nur eine Klippe im Meer, unfruchtbar, unbewohnt, kaum dem Namen nach anderen bekannt, und doch ein Eiland, das eine Zuflucht bedeutete. Für ihn, den Verarmten, den Ausgestossenen, den verächtlich Gewordenen, den Schuldigen, war es wahrlich so gewesen, und mehr als das: nicht nur eine Insel der Zuflucht für den Schiffbrüchigen, auch eine Insel der Hoffnung. Auf ihr war er ein neuer Mensch geworden, mit neuem Wollen, mit neuem Mut. Ach, seine armselige, verlassene und doch so geliebte Insel! Ihm war, als höre er die See branden, die Vögel schreien, das Sausen der Winde. Er ging sein Blinklicht anzünden, musste sich stemmen mit aller Kraft gegen den Sturm, fest Fuss nach Fuss setzen, sich nicht bange machen lassen — — —

„Fest geschlafen?" fragte der freundliche Reisegefährte, als der andere auftaumelnd nach seinem Handkoffer griff. „Nun sind wir da. Berlin, Lehrter Bahnhof. Man merkt's gleich an der Lärm."



14. Kapitel

Vor dem Haus mit dem dunklen Parterre stand ein Mann mit einem Handkoffer. „Er sieht einfach aus", sagte das Dienstmädchen im ersten Stock zu ihrer Dame, beide lugten hinter der Gardine. „Da steht er nu schon 'ne ganze Stunde und kuckt nach 'm Parterre. Mir is 's ordentlich grausig. Warum steht er bloss da? Hören Sie, gnädige Frau, nu reisst er schon wieder an der Klingel!" Sie schreckten beide zusammen.

„Gehn Sie doch herunter", sagte die Dame. „Fragen Sie ihn, was er will."

„Ach nee, nee, lieber nich! Vielleicht auch nur 'n Arbeitsloser, oder einer mit Knöpfen und Schnürsenkeln. Sie rennen einen ja jetzt das Haus ein, zwanzigmal am Tag wird man 'runtergeklingelt."

Die Dame ging selber hinunter, der Mann pochte jetzt im Parterre an die Tür. Als er die Dame sah, fasste er grüssend an die Mütze: „Es scheint niemand zu Hause zu sein. Bitte, gnädige Frau, wissen Sie vielleicht, ob die Herrschaften bald wiederkommen?"

Die Dame zuckte die Achseln: „Das weiss ich nicht. Aber ich denke, Frau Müller wird mit den Kindern einen grösseren Spaziergang unternommen haben. Dann kommt sie wohl erst abends wieder."

Der Fremde bückte sich, er suchte das Türschild zu entziffern, aber es war allzu dunkel hier. „Wohnt denn Major von Pfahl nicht mehr hier?" Seine Stimme klang erregt: „Und seine Frau?"

„Ach, schon lange nicht mehr! Müllers wohnen hier seit zwei Jahren. Vorher wohnte ein gewisser Lehmann drin, und davor ein alter Lehrer mit seiner Tochter. Sie bleiben alle nicht lange im Parterre, es ist zu dunkel."

Zu dunkel! Der Fremde wischte sich über die Stirn. Fast mühsam stiess er heraus: „Wo sind die Pfahls hingezogen? Die Strasse, die Strasse — die Hausnummer?"

„Weiss ich nicht."

„Sie leben doch noch?!"

„Kann ich Ihnen leider auch nicht sagen. Ich kenne die Leute ja gar nicht, die wohnten schon nicht mehr im Haus, als wir einzogen. Am besten, Sie gehen nach dem Einwohnermeldeamt auf die Polizei."

„Danke." Der Fremde fasste wieder an die Mütze, dann ging er. Die Frau sah ihm nach: der schien ja schwer enttäuscht. —

Der Sohn war auf dem Einwohnermeldeamt gewesen — Pfahl, Major von Pfahl — sie schlugen Pappbände auf und wieder zu. Pfahl, mit Pf — sie liessen sich Zeit, schon war mehr als eine Stunde vergangen. Sie gingen ins Nebenbüro, unterhielten sich da, er hörte sie lachen; Leute kamen, Leute gingen, sie wurden alle rascher abgefertigt, er stand in fiebernder Ungeduld. Wusste denn niemand etwas von Viktor, Major von Pfahl?

Der Beamte in Uniform legte ihm endlich eins der Register vor: „Sehn Sie, da haben wir's! ‚Viktor von Pfahl, Major a. D., und Ehefrau Gertrud, abgemeldet nach Berlin, 31. Januar 1925.' Ja, wir führen Buch von der Wiege bis zum Grabe!" Das sollte ein Witz sein; er triumphierte, in all den Papieren das Richtige herausgefunden zu haben.

Der Sohn brachte nichts weiter heraus als: „Und wohin in Berlin?"

Der Beamte wurde wieder weniger freundlich: was der sich dachte, womöglich noch Strasse und Hausnummer! Schon halb abgewendet, warf er nur hin: „Polizeipräsidium Berlin C, Alexanderplatz. Da werden Sie das Warten schon noch lernen."



Er war verabschiedet, er stand wieder vor der Tür. Gebäude, Strasse, alles so wie einstmals. Da gingen auch Primaner, Bücher unterm Arm, sie gingen ein paar hübschen Mädchen nach — alles wie einst. Er auch wieder da, aber die Eltern, die Eltern waren fort. Er hatte sich drinnen nur mühsam beherrscht, hätte am liebsten dem Beamten, der ihn so lange, ewig lange warten liess, den nächsten Pappdeckelband ins Gesicht geworfen. Ach, sagte er sich, nun hier draussen von der frischen Luft abgekühlt: wie kann jener Mensch wissen, dass es mir so brennt, dass ich sieben Jahre dieser einen Stunde entgegengelebt habe. Und nun ist die wieder weiter hinausgerückt! Wohin sind sie mir entwichen? Ich kann sie nicht finden — aus, aus! In einer Verzweiflung, wie er sie lange nicht mehr gekannt hatte, rannte er die Strasse hinunter. Wo, wo erfuhr er etwas Näheres, konnte ihm denn niemand hier bestimmtere Auskunft geben? Er rannte planlos: sie waren tot, er war zu spät gekommen — sie lagen irgendwo begraben — seine Schuld war es, dass sie gestorben waren! Hans-Joachim war heute wie ein Kind, er dachte nicht, er überlegte nicht, er glaubte nur: ich habe sie verloren. —

„Herrgott, da steht er nu schon wieder!" sagte das Dienstmädchen oben im ersten Stock. Sie legte ängstlich auch noch den Riegel vor die Tür, es gab jetzt zu viele Kerle, die auf Gelegenheit lauerten. In so schlechten Zeiten wird auch der Mensch schlecht.

Hans-Joachim sah hinüber zur Rosenvilla. Da blühte die Crimson noch nicht wie ein roter Vorhang, sie trieb erst eben ihr junges Blattgrün. Wenn Frau Seehoff noch da wohnte, vielleicht dass die — richtig, noch ihr Name am Gittertor! Schon hatte er auf den Knopf der Klingel gedrückt: „Bitte, sagen Sie der gnädigen Frau, dass ich sie dringend zu sprechen wünsche."

Das Mädchen sah ihn misstrauisch an: dringend, das sagten alle, die betteln kamen. „Wie ist der Name?"

Er hatte es etwas unverständlich gemurmelt, denn sagte er deutlich „Hans-Joachim von Pfahl", so würde Frau Seehoff ihn vielleicht nicht annehmen. —

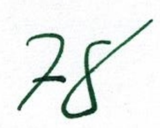
„Mein Gott", sagte die Frau und fasste sich nach der Brust, „Sie sind es, Hans-Joachim? Ich habe ordentlich Herzklopfen vor Überraschung. Jahre hat er nichts von sich hören lassen, und nun auf einmal steht er da! Ja, Sie sind es wirklich! Ich habe Sie sofort wiedererkannt. Schon daran!" Sie hob ihm lächelnd die dunkle Haarlocke von der Stirn und dachte bei sich: immer noch der gleiche schöne Mensch, nur ein bisschen älter geworden.

Ein bisschen älter war auch sie geworden, sogar mehr als ein bisschen, dick und kurzatmig, aber immer noch liebenswürdig. Hans-Joachim hätte nicht gedacht, dass sie ihn so freundlich aufnehmen würde. Sie schien manches vergessen zu haben, sie liess es ihn wenigstens nicht entgelten. Das war Louisa, Louisa, die für ihn sprach! Das ganze Zimmer schien ihm auf einmal voll von Louisa. Stand sie nicht da in der Tür, sah in zärtlich an, und schleuderte dann die kurze Mähne zurück mit dem ihr ganz eigenen, eigenwilligen Kopfwerfen? Und da, da in die Sofaecke geschmiegt wie ein feingliedriges Kätzchen, hatte sie da an jenem Unglücksabend nicht gesessen, als die Tante sie überraschte? Seine Augen wurden weich im Blick, er sagte leise: „Louisa."

Frau Seehoff nickte: „Sie haben sie nicht vergessen?"

„Nein." Es war ihm schwer, mehr zu sagen als dieses einzige Wort. Das Zimmer war ganz erfüllt von Louisa, und auch er war es von ihr. Und es war ihm plötzlich gewiss, dass Louisas Tante auch von seiner Mutter wissen musste.

„Ihre Mutter war viel stärker als Ihr Vater", sagte Frau Seehoff, „sie glaubte fest: er kommt wieder. Ich habe sie oft bewundert. Freilich, als dann der Möbelwagen gepackt vor der Türe stand, abfahrtbereit, da war's ihr doch hart. Ich lief noch herüber. Da gab sie mir die Hand, sprechen konnte sie nicht, sie versuchte nur noch zu lächeln. Ich musste weinen — die arme Frau! Und wenn ich so an alles denke, muss ich noch weinen." Frieda Seehoff wischte sich die Tränen, aber dann geriet ihr leicht bewegliches Herz in einen wahren Zorn: „Sie Unmensch Sie, warum haben Sie Ihrer Mutter nicht geschrieben?"



„Wo sind sie hingezogen?“ Das war das einzige, was er darauf sagte, Schmerz und Reue verschlugen ihm die Stimme.

„Nach Berlin. Ihr Vater meinte, da könnten sie besser untertauchen. Es quälte ihn immer noch, hier könnten die Leute mit Fingern auf ihn zeigen wegen — nun wegen der Geschichte damals. Eine fixe Idee. So was vergisst sich ja. Jeder hat sein besonderes Päckchen, will sagen ‚Packen‘ zu tragen. Glauben Sie mir, Herr von Pfahl, jetzt hat jeder Sorgen genug. Die Leute sind unzufrieden. Ich verstehe nichts von Volkswirtschaft und auch nichts von Politik, dass es aber so nicht weiter gehen kann und darf, das scheint auch mir klar. Namen tauchen auf und verschwinden wieder, ich weiss schon gar nicht mehr, wer obenan sitzt. Und unter all den Namen noch keiner, der ein Stern ist — der Morgenstern.“

„Aber meine Eltern, meine Eltern“, drängte er. Es war ihm so gleichgültig, was sie da sagte. „Was wissen Sie noch von meinen Eltern?“

„Gar nichts.“

„Nichts — um Gottes willen, gar nichts gehört?!“ Ach, sicher waren sie gestorben, oder es ging ihnen sehr schlecht. ‚Nur wenn es mir nicht gut geht, dann schreibe ich nicht mehr‘ — hatte er es nicht selber so gemacht? Er sprang auf.

„Bleiben Sie sitzen, bleiben Sie nur sitzen“, die Frau drückte ihn nieder, „es hat gar keinen Zweck, dass Sie jetzt davonstürzen. Fahren Sie morgen, früh nach Berlin, gehen Sie sofort aufs Polizeipräsidium, da erfahren Sie alles. Jetzt ist das längst geschlossen. Bleiben Sie heute abend bei mir. Dann sind Sie nicht so allein in Ihrer Unruhe.“ Sie sagte es bewegt, sie verstand seine Unruhe. Sieben Jahre — oh, wie war das so lange her! Man war alt geworden darüber. Sie legte ihre Hand warm auf die seine, die Erkenntnis eigenen Altgewordenseins hatte ihr, als Ersatz für die ihr genommene Jugend, Mütterlichkeit geschenkt. Louisa hätte nicht den Finger zu heben gebraucht: ‚Sei gut zu ihm!‘ sie sagte von selber: „Sie sollen sich nicht so fremd in der Heimat fühlen.“

Da beugte sich Hans-Joachim über ihre Hand und küsste die. —

Berlin, in Berlin sollten sie sein! Aber wo?! Berlin so gross, die Ausdehnung der Stadt so ungeheuer, wie i eine Riesin kam sie ihm vor; die Menschen, gleichsam haufenweise in Bündeln zusammengeschnürt, von dieser Riesin unter die Füsse getreten. Bei ihr hatten seine armen Eltern Unterschlupf gesucht, weil er, er ihnen das Bleiben in der Ruhe der kleineren Stadt zur Unmöglichkeit gemacht hatte! Längst Verwundenes tauchte plötzlich wieder auf, er machte sich die bittersten Selbstvorwürfe.

Frau Seehoff gab sich alle Mühe, ihm über den Abend voll inneren Unbehagens wegzuhelfen. Gewiss, es war besser, dass er hier bei ihr sass, bei einem Menschen, der seine Eltern gekannt hatte, als dass er, ein völlig Fremder, ein Verlassener durch die Strassen irrte. Louisa war hier noch ganz gegenwärtig. Sie merkten es beide, dass das Einst doch noch nicht ganz verwunden war. Für den einstigen Jüngling, der jetzt ein Mann geworden, war hier der Anfang seines Schicksalsweges gewesen.

„Ich beklage es aber nicht mehr, dass mein Leben so geworden ist“, sagte Hans-Joachim. „Wenn ich nur wüsste, wie ich hier am besten wieder neu anfangen soll.“

„Wir werden es überlegen“, sagte die mütterliche Stimme. „Hier wird es schwer sein, sich eine Existenz zu schaffen. Die Verhältnisse werden immer trauriger. Wenn nicht bald die Besserung kommt, eine Besserung, die längst versprochen ist, dann weiss ich wirklich nicht, wie es noch werden soll. Mein Bruder schreibt: ‚Komm lieber herüber zu uns, komm schon mit dem nächsten Dampfer.‘ Er sehnt sich nach mir. Wissen Sie, damals als er hier war, nach Louisas Tod, kam es mir vor, als trauere er ihr gar nicht so schmerzlich nach. Jetzt aber sehnt er sich förmlich nach ihr. Und dieser törichte Mensch lädt sich noch immer Neues auf. Er hat jetzt eine neuentdeckte Silbermine angekauft — ein Riesenunternehmen, das eine junge Kraft erfordert, den Einsatz einer vollen, noch unverbrauchten Energie.“ Sie seufzte: „Richard wird sich noch zu Tode arbeiten, so allein, ohne die rechte Unterstützung. Ach, mein armer reicher Bruder!“

Hatte sie ihm damit einen Weg zeigen wollen, den er vielleicht gehen könnte? Bolivien — als wenn sie ihm so viel von Bolivien zu erzählen brauchte, wie sie es jetzt



tat! Er hörte schweigend zu. Bolivien, dieses Land, einst der Inbegriff all der Sehnsucht, die zwei Kinder gehabt hatten! Bolivien — auch das war jetzt auf einmal wieder da.

Herzlich war der Abschied, den die beiden voneinander nahmen. „Lassen Sie von sich hören“, sagte Frieda Seehoff. Tränen waren ihr in die Augen getreten, der Gedanke au Louisa war so heftig, fast aufdringlich über sie gekommen; dieser Mann hier war der kleinen Louisa grosse Liebe gewesen. „Grüssen Sie Ihre Eltern von mir. Sie werden sie finden, selbstverständlich, in Deutschland geht niemand verloren. Und. Sie schreiben mir dann, nicht wahr?“



15. Kapitel

Er stand vorm Polizeipräsidium am Alexanderplatz. Nun trat er ein in das vom Dampf und Dunst der Jahre angegraute grosse Gebäude. „Einwohnermeldeamt. Eintreten ohne anklopfen." Büro neben Büro, unzählige Beamte, Kommen und Gehen, herein, heraus. Menschen, die fragten, Menschen, die etwas wollten, alles genau so wie gestern, nur dass es hier ins Grosse ging, gegen ein kleines Ausmass hier in das grosse Weite.

Nun kam auch er an die Reihe.

„Kommen Sie morgen wieder — um neun — es liegt zuviel vor. Bis morgen ist es herausgesucht." Der Beamte schob ihm einen Zettel zu: „Bitte hier alles darauf zu notieren, Name, Stand, Jahr, Monat, womöglich Datum des Umzugs."

Und nun stand er wieder draussen. Abermals wieder ein Tag, an dem ihn die Unruhe umtrieb. Wie sollte er den zu Ende bringen? Er sah nach der Uhr auf dem roten Rathausturm — erst elf — viel, allzuviel Zeit bis morgen. Wäre es nicht besser, er führe inzwischen noch einmal zu Frau Seehoff zurück? Er könnte am Ende mit ihr über Bolivien sprechen. Ob sie wohl meinte, dass dort für ihn eine Möglichkeit war? Blitzschnell durchzuckte ihn der Gedanke: wenn du die Eltern nicht findest, sie am Ende nicht mehr am Leben sind, was sollst du dann noch hier? Dann gehst du wieder.

Er schlenderte durch Berlin. Strassen, Plätze und wieder Strassen. Stadtbahnen, Strassenbahnen, Autobusse. Geschäftshäuser, Stockwerke bis hoch hinauf mit Firmenschildern, Warenhäuser, Spiegelscheiben, glänzende Auslagen, nirgendwo in der Welt gab es so viel Schönes zu kaufen. Unmöglich, dass hier ein Niedergang war! Er glaubte es nicht. Viele Privatautos. Eine Weltstadt, eigentlich auch eine herrliche Stadt, und doch ging er widerwillig durch sie. Hier dicht am Alexanderplatz gleich die grosse Markthalle. — Weisst du noch, wie du hier gestanden hast morgens in aller Frühe, sowie aufgemacht wurde? Kisten geschleppt hast, abgeladen, aufgeladen? Wie froh warst du, wenn eine kam „Tragen Sie mir's nach Hause", dir ihre Körbe an den Arm hing. Einen Groschen für einen Korb, zwei Groschen für zwei und oft, sehr oft noch ein verliebter Blick dazu! Er schüttelte sich.

Und dort, dort an der Ecke war sein Kaufmann gewesen. Jetzt kein Kaufmann mehr da, das Fenster leer, quer übers Glas weg ein gedruckter Zettel „Zu vermieten". Er sah viele solcher Zettel, viele Läden, viele Wohnungen standen leer. Er war mit einem Autobus nach dem Westen gefahren. Auch hier kaum ein Haus ohne Plakat: „Wohnungen mit allem Komfort, vier, fünf, sechs, sieben und mehr Zimmer, zum Ersten des nächsten Quartals, eventuell auch sofort."

Zu vermieten, zu vermieten — ihn überfiel es. Warum standen denn all diese Wohnungen leer, wo hatten die Menschen sich hin verkrochen, die früher darin gewohnt hatten? Die Arbeitslosen am Quai hatten doch wohl nicht gelogen, wenn sie über Not und Hunger jammerten. Der Reisende in Zigarren, der einmal zweiter Klasse gefahren war, fiel ihm auch wieder ein. Eine erbärmliche Existenz, wenn auch noch eine goldene Uhrkette vertrauenerweckend herunterbaumelte — wer wusste denn, ob sie echt war? Der nur wenige Jahre entfernt Gewesene fühlte plötzlich den Niedergang. Die Menschen gingen eilig, rannten geschäftig, vielleicht jetzt noch geschäftiger als ehedem, aber er sah in lauter ernste Gesichter. Vielleicht waren die Gesichter in dieser feinen Gegend noch weniger glatt und weniger sorglos, als er sie in der City gesehen. Drinnen in den Geschäftsstrassen gab's ja so viele, die nur dem Verdienst des Augenblicks nachjagten, froh waren über jede Stunde, in der sie den hatten.

Er stieg wieder in die Strassenbahn. Er, der die grössten Anstrengungen leicht überwunden, fühlte sich heute müde werden. Eine stärker und stärker werdende



Niedergeschlagenheit liess sich nicht abschütteln. Was verschlossen all diese schweren eichenen Eingangstüren? Durch ihre oberen Teile aus dicken Glas sah man drinnen die Treppenkandelaber, die Stufen mit Teppichen belegt, nur dem flüchtigen Blick noch elegant scheinend und reich. Der Blick, der länger verweilte, sah alles abgenützt.

Er sass in eine Ecke der Bahn gedrückt, die Kiefern des Grunerwalds flogen jetzt an ihm vorüber: herrliche Villenstrassen, Besitzungen der Allerreichsten. Hier konnte man noch nichts von schlechten Zeiten bemerken, hier war sicher noch Geld genug. Da, da war auch ihre Besitzung! Er zuckte nicht zusammen, es war ja Gott sei Dank schon so lange her, dass es vergessen war. Warum war er nur darauf gekommen, hier in diese Gegend zu fahren? Da war noch die Garage, aus der er täglich den Wagen, den kostbaren Chrysler herausgeholt hatte. Was war er damals für ein eleganter schneidiger Chauffeur gewesen, und doch ein Lumpenkerl! Zettel, quer über Fenster des Wohnhauses geklebt, genau so wie beim armseligen Kaufmannsladen. Grosses Plakat in der Mitte der Front, und da noch ein Plakat, und da noch eins, rechts, links im Garten: „Preiswert zu verkaufen. Auch ganz oder geteilt zu vermieten. Besichtigung jederzeit." Das war dringlich!

Keine Spitzenvorhänge mehr an den grossen Scheiben, aus leeren Augenhöhlen stierte das kostbare Haus. Wohnte die, die er gekannt hatte, nicht mehr darin? War sie mit einem neuen Liebhaber auf und davon? Und ihr Mann, dem dieses Besitztum verleidet war, hatte es aufgegeben? Jetzt: zu verkaufen, zu verkaufen, übergross angeschlagen — Bankerott! Er sprang aus der noch fahrenden Bahn, der Schaffner schimpfte hinter ihm drein. —

An der Luisenstrassenecke auf der linken Seite hatte er seinen Bücherstand gehabt, sie hatte gerade gegenüber auf der rechten Seite mit ihrem Karren gehalten. Ein blondes schlankes Mädchen mit hübschen blauen Augen und einem kecken und doch gutmütigen Lachen. Ob Emmi noch lebte? Und wie lebte sie? Sie hatte alle Anwartschaft darauf gehabt, wie der Volksmund sagt, „vor die Katze" zu gehen. Jetzt ging er wieder diese ihm so wohlbekannte Strasse. Er war sehr müde, hatte nicht den in sich federnden aufrechten Gang, den er auf der Insel gehabt hatte. Wenn jetzt der Sturm über die Klippen fegte, würde er ihn herunterwerfen. Strassenpflaster, Asphalt, hartes Trottoir, Stunden und Stunden. In dem Restaurant, in dem er hastig etwas zu Mittag gegessen hatte, hätte er länger sitzen bleiben können, aber der abgespannte Kellner, der mit müde wedelnder Bewegung der Serviette die Fliegen von verlassenen Tischen scheuchte, machte ihn traurig. Ach, Berlin war eine menschenverschlingende Riesin, es schien ihm wirklich ein Unding, hier ein paar alte Leute aufzufinden. Lange stand er auf der Brücke und stierte hinab in die Spree. Was für ein trauriges, undurchsichtiges Wasser! Es floss so langsam dahin, so zögernd, als wäre es beladen mit Leid. Da hing der Rettungsring — ob viele noch danach griffen in ihrer letzten Stunde?

Wohin er eigentlich wollte, wusste er nicht; aber nur den Tag totschlagen, diesen von Spannung und Erwartung erfüllten und doch so leeren unendlichen Tag. Standen denn alle Uhren still? Auf welche Uhr er auch blickte, ob auf die seine, ob auf eine bei den Uhrmachern, auf dem Turm oder an den Säulen der Plätze, alle gingen sie nicht voran. Jetzt war es drei — noch dauerte es achtzehn Stunden, bis er auf dem Alexanderplatz in das grosse Haus hineingehen konnte und den Bescheid bekam: „Verstorben." Und dann, und dann?! Alles andere überbrausend, rief sehnsüchtig in ihm die Stimme des Blutes. Nie hätte er früher gedacht, dass man, trotz allen Oft-nicht-Verstehens, doch auch so mit dem Vater zusammenhing. Er ging wie ein Blinder, tief in sich hineinsehend. Er stiess fast gegen einen Zigarrenstand!

Eine kleine Budike mit Rädern darunter, kaum grösser als ein Küchenschrank; in dessen Schublade eingepfercht hinter Zigarettenschachteln, Schokoladen und Erfrischungsbonbons ein weibliches Wesen. Das sagte jetzt: „Dem Herrn Zigaretten gefällig?"

Sprach die zu ihm? Er fuhr auf aus seinen Gedanken und schüttelte den Kopf: „Nein, danke."



Die dicke Person, die sich in der Schublade kaum rühren konnte, kreischte laut auf. Sie wollte aufspringen, aber das ging bei der Enge nicht rasch genug, so streckte sie nur ihren Arm, weiss und sehr rund, aus der zurückfallenden Spitze des Ärmels über Zigaretten und Schokoladen weg und langte nach ihm: „Mein Jott, mein Jott, bist du es denn wirklich? Ich seh einen kommen, denke, den kennste doch? Hans! Wenn auch 'n bissken anders. Hans, mein Jott, Hans!"

„Emmi?" fragte er zögernd. Daran hatte er wirklich nicht gedacht, sie hier wiederzufinden; hätte er das geahnt, wäre er vielleicht nicht hergegangen. Es war zuerst ein Erschrecken, aber dann doch eine Freude.

Sie las beides auf seinem Gesicht. „Verstellen kannste dir immer noch nich. Aber lass jut sein, ich nehm's dir nich übel. Wo um's Himmels willen haste denn bloss so lange jesteckt?"

Er wich ihrer Frage aus: was brauchte Emmi von allem zu wissen! Was wusste sie, das Kind einer übervölkerten Weltstadt, von der Einsamkeit seiner Insel auf der anderen Hälfte der Erdkugel? Sie würde es nicht verstehen. Aber das würde sie verstehen, dass er sich viel versucht hatte, viel umhergeirrt, und dass er jetzt erst endlich zu Atem gekommen war. „Sechs Jahre sind es her, dass wir uns zuletzt gesehen haben."

„Sechs Jahre — nich möglich?! Jott, was wird man alt!" Sie lächelte verschämt. „Und was is alles passiert in der Zeit! Wart man!" Sie war sehr aufgeregt, sie packte in aller Hast ihren Kram zusammen: „Ich mache die Bude zu. Du kannst hier nich so bei mir 'rumstehn, wie sieht das denn aus! Nee, das mag ich nich, und das kann ich ja auch jarnich von dir verlangen. Menschenskind, wie ich mir freue!" Sie strahlte. „Hast denn Zeit für mich?"

Zeit genug hatte er, übergenug, aber er stand zögernd in einer leichten Verlegenheit.

„Ich weiss schon, weiss schon, du willst nich ‚nein' sagen — aber zu genieren brauchste dir nich mit mir, ich habe mir selbständig jemacht. Da is nischt mehr zu bemängeln — 'ne janz bürgerlich anständige Existenz. Ich bin nich verheiratet, ich lebe auch mit keinem zusammen — det habe ich dicke jekriegt, Schluss. Ach, Hans, mein alter Junge, ich könnte heulen vor Freude!"

Ihre Freude rührte ihn und verscheuchte jede Peinlichkeit.

„Oh, rauchen tuste nich?" Sie bedauerte es sehr, sie hätte ihm gern noch ein paar Zigarettenschachteln in die Tasche gesteckt, ehe sie die Klappe an ihrer Auslage herunterliess und abschloss. „So, nu können wir jehn. Ich möchte dir jerne einladen, komm mit bei mir 'rauf, ich hab es janz propper, aber ich empfange keine Herrenbesuche. Det wäre so was für die ollen Klatschmäuler, wenn sie dich sähen! Komm, wir fahren wo 'raus, ich habe so 'ne Sehnsucht nach Irünem. Nach 'm Müggelschlösschen oder nach 'n Eierhäuschen, da sind wir von niemand jesehn. Ja, willste?"

Er nickte bejahend.

Sie lächelte: „Ich jlaube, wir haben uns viel zu erzählen, nich wahr, Hans?"

Wie sie ihn noch kannte! Viel besser als er sie. Er konnte sich so rasch noch nicht in ihre Verwandlung finden; auch in ihre äusserliche nicht. Wo war ihre schöne Schlankheit geblieben, ihre biegsame Gestalt, die ihm an dem Mädchen hinter den hochgeschütteten goldenen Apfelsinen, über die das goldene Haar noch hinaussah, zuerst so angenehm aufgefallen war? Sie war sehr in die Breite gegangen, nicht nur ihr Busen, auch ihr Gesicht allzu gerundet; ordentlich klein erschien sie ihm jetzt und um viel mehr als sechs Jahre älter geworden. Falten auf der Stirn, Fältchen um die Augen; auch so viel blauen Glanz hatten die jetzt nicht mehr.

Hatte sie seinen Blick bemerkt? Sie seufzte: „Ja, so 'n Leben wie meins, det macht nich jünger und schöner". Aber sie lachte gleich hinterher. Und wenn sie so lachte, die Augen dabei ein wenig spitzbübisch zukniff und Grübchen in ihren Wangen sich zeigten, dann war sie noch immer ganz hübsch. Eine ehrsame behäbige Bürgersfrau in einem kleinen Hütchen, in einem dunklen Kleid, das nur am Ausschnitt des Halses und

an den Ärmeln Spitzen zeigte, so ging sie neben ihm her. Die alte gutmütige Emmi, die mit ihm schalt, wenn er ihrer Meinung nach nicht klug genug gewesen war, und auch die Emmi, die immer einen Trost gehabt hatte für ihn. Es war merkwürdig, dass sie ihm nicht fremd geworden war trotz ihrer äusseren Veränderung. —

„Du hast dir ja mächtig verändert", sagte sie. „Wenn ich denke, wie du früher räsoniert hast auf deinen Vater — und heute? Du Schlingel!" Sie zupfte ihn am Ohr: „Jeschieht dir janz recht, dass du dir fast umbringst vor Angst: wo find ich sie nu? Dieselbe Angst haben die ja auch um dich ausjestanden!,Wo is er?!' Ich habe dir ja immer jesagt: ein Vater, der so mir nichts dir nichts 'nem Bengel von Sohn seine jesparten Fünfhundert nachschmeisst, der muss seinen Sohn doch sehr lieb haben. Du hast mir aber ja nich jejlaubt."

„Nein, Emmi." Er nahm ihre Hand und drückte die; es war ihm wie ein Trost, dass sie heute nachmittag bei ihm war.

„Dass du mir nie etwas hast von dir hören lassen, det is verzeihlich — verstehe ich auch — aber wie du deine Eltern so ohne weitere Nachrichten lassen konntst, das versteh ich nich. Wenn ich sie wäre, ich würde dir ordentlich zappeln lassen."

„Glaubst du denn, dass ich sie finde, noch am Leben finde?"

Sie lachte hell auf: „So 'n Mensch, jross wie 'n Baum, und denn mit so 'nem Bammel! Die sind doch noch nich in den Jahren, in denen man nichts anders mehr erwarten kann als der Sterben!"

Ja, sie hatte recht, die waren ja noch gar nicht so alt, er trug sie nur alt im Gedächtnis, alt, weil er sie durch junge blöde, nur auf sich selber eingestellte Augen gesehen hatte. Nicht mit Augen, mit denen man, selber älter geworden, dann noch ältere Leute ansieht. Er atmete auf. — Sie hatten zusammen Kaffee getrunken in dem Garten, der bis hinunter ans Wasser ging. Ein kühler Wind wehte von dort her, er empfand ihn nicht, aber sie erschauerte. „Es is noch nich Sommer, aber wenn der erst da ist, denn is et auch bald vorbei." Ihre Stimme war melancholisch, nichts von dem früheren heiteren Klang darin. „Ich war so froh, det ich dir wiederjesehen habe, und wenn ich nu denke, heut abend is alles wieder aus, denn bin ich doch traurig. Dann is der Winter schon da."

Ihre Stimme hatte etwas Erschütterndes für ihn. Sie hatten sich von dem Kaffeegarten jetzt etwas entfernt, langsam gingen sie einsame Wege. Sie hatte sich bei ihm eingehängt, seinen Arm fest an ihren Busen gezogen. Er liess es dabei, wie konnte er zu ihr sagen: Lass das?! Strubbliges Gehölz, abgehackte Kiefernstümpfe und viel, viel Sand. Er zog seinen Arm weg und legte ihr ihn um die Schultern: „Emmi, ich danke dir, du hast mir wieder viel Gutes getan."

„Ich danke dir auch!" Ihre Lippen streiften seine Wange — dann wurde ein Kuss daraus, bei dem sie seufzte. Und dann lachte sie wieder hell auf: „Quatsch! Vielleicht seh ich dich doch noch mal wieder! Und wenn nich, denn behalte mich in jutem Andenken."

„Ja, Emmi."

Und dann erzählte sie ihm noch rasch von Herrn Momm. Das hätte sie ja beinah vergessen, und das brannte in ihr, das musste er doch noch wissen. „Weisste, er hat mir ja 's Jeld für meine Schieblade jejeben, ohne ihn hätt' ich noch kein Jeschäft, aber was wahr is, muss wahr bleiben: er war ein jrosser Halunke. Ich war dir erst böse damals, dass du ausjerückt warst, aber denn war ich froh. Als sie hinter seine Jeschäfte jekommen waren — Jeschäfte, von denen du ja noch jar nich jewusst hast —, einer muss ihn anjezeigt haben, er musste damit rechnen, ich werde verhaftet, und schlau wie er war, da hat er schnell Schluss jemacht." Ihre Augen waren ganz schreckensstarr, als sie es erzählte, sie sahen voller Entsetzen und doch mit der Wollust des Volkes, das das Gruslige liebt, in dies Grausen hinein. „Als die Polizei in sein Büro kam am Stadtbahnbogen, da war das zu. Keiner drin? Sie kloppten und kloppten: Aufgemacht! 'n Schlosser wurde jeholt. Da hing Momm an 'nem Kloben. Er hat sich der irdischen Jerechtigkeit entzogen, so heisst et ja wohl. Aber ob et denn wirklich Jerechtigkeit auf dieser Welt noch jibt? Ich jlaube nich. Ich lese immer die Zeitung" — sie zuckte die

Achseln — „da sind viele, die Butter auf 'n Kopf haben, viel Butter. Na warte man, wenn Irossreinemachen kommt — da staunste!" —

Emmi unter den Tugendrichtern?! Er musste lächeln, wenn er daran dachte. Emmi war gut, Emmi war klug, wenn es ihr auch an Bildung fehlte, und sie stand mitten im Leben, man brauchte sich ihrer nicht zu schämen. Er hatte sie spät abends noch nach Hause gebracht. Luisenstrasse-Nähe. Über der dunkeln Spree standen Sterne am Himmel, aber sie hatten hier solches Leuchten nicht; nur Laternen warfen falbe Lichtzickzacke auf das schwarze Wasser der Spree. Emmi hatte lange seine Hand in der ihren gehalten. Jetzt hätte sie ihn mit hinaufnehmen können, jetzt sah es niemand, sie hätte es auch sehr gern getan. Aber er sagte: „Leb wohl, Emmi. Ich danke dir für alles, auch für das, was du mir heute wieder gewesen bist. Gute Nacht." Und ging

— — — — — — — — — — — — — — —

Berlin lag hinter ihm. Fürstenwalde, Frankfurt a. O., Reppen, Schwiebus. Sein Zug rasselte schnaubend in östlicher Richtung. Gott sei Dank, dass es für ihn hier keine Wege der Erinnerungen gab! Er hatte deren, seitdem er wieder in Deutschland war, immerfort welche gehen müssen. Wege der Erinnerungen, die waren nur erträglich für alte Leute, alte, müde Menschen, die sich in die Vergangenheit zurückziehen wie in ein stilles, vertrautes Gemach. Ihn verlangte es hinein in ein Neues, in eine Zukunft, die sich ihm jetzt noch nicht zeigte, die er sich aber zu erschliessen getraute. Wege der Hoffnung.

Man hatte ihm heute morgen im Einwohnermeldeamt die neue Adresse von Viktor von Pfahl, Major a. D., und Ehefrau Gertrud mitgeteilt. Die Betreffenden waren in Berlin kaum zwei Jahre geblieben, dann wieder verzogen. Warum so weit, immer noch weiter fort? Nicht in die frühere Garnison des Vaters, noch weiter in den Osten hinein, in ein kleines Städtchen an einem kleinen Flüsschen. Konnten sie nicht weit genug vor ihm fliehen, sich verstecken? Aber er hatte sie ja doch gefunden, er eilte ihnen heute nach, Gott sei Dank, es gab ja noch Meldeämter in Deutschland! Sein Herz frohlockte. Des Menschen Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre — Gott sei Dank, sie hatten noch eine gute Spanne Zeit vor sich! Er war heute so froh, wie er es, seit er wieder in Deutschland war, noch keine Stunde gewesen war. Er fühlte Sicherheit: hier, hier war er auf dem richtigen Weg! Er hatte auch nicht mehr eine Beängstigung vor dem Wiedersehen, gar keine Angst, abgewiesen zu werden, hier war es ja so weit fort von all dem, was vorher gewesen war, dass man vergessen konnte. Und verzeihen.

Endlose Felder, die der Frühling noch nicht geküsst, viel Sand, braune Heide und sehr viel Wald, schwarzer Kiefernwald. Wie Inseln hier und da Bauernhöfe; spärlich die Dörfer. Die grossen Stationen vorbei, Städte, die mehr oder minder anderen gleich waren, mit Häusern, Schornsteinen und Kirchtürmen. Aber hinter den Städten war gleich wieder das Land, es sprach hier mehr mit als anderswo. Endlose Felder, braune Heiden, schwarze Kiefern und Hügelwellen, die Sand, lauter Sand waren. Und es harrten noch weite Flächen, leer und unbebaut.

Er fuhr allein im Abteil, grosser Reisendenverkehr schien hier nicht zu sein. So lästig ihm der redselige Zigarrenreisende auf der Hamburger Strecke auch gewesen war, jetzt wäre er gern mit einem gefahren, der etwas wusste von der Gegend hier. Es schien ihm alles so weltfern. Auf den Haltestellen nur das Bahnhofsgebäude mit dem Mann in roter Mütze, der das Zeichen zur Weiterfahrt gab, ein paar Bauernweiber, die einen Korb schleppten, Hühner, die im Sand kratzten, ein Jäger mit seinem Gewehr, den Hund an der Leine. Von einem Ort keine Spur; er musste hinter dem Kiefernwald liegen, der, in der Mittagsonne stark duftend, gleich hinterm Stationsdach aufstieg. Kein Lärm, kein Getriebe. In solche Gegend also hatten die Eltern sich zurückgezogen? Bescheidene Landschaft, bescheidene Menschen, das Leben sicherlich auch bescheiden. Ach, wenn er doch bald bei ihnen wäre! Es ging sehr langsam voran. Aber neben dem Zug flog die stille Landschaft beruhigend her. Bald, bald war sein Ziel ja erreicht, dann ging er zu



ihnen ein und alle Sehnsucht wurde gestillt. Ob sie ihn so freudig aufnehmen würden, wie er freudig kam? Heute kam ihm kein Zweifel.



16. Kapitel

Major von Pfahl arbeitete in seinem Garten; er grub das Land um: hier sollten die Kohlpflanzen her, da Bohnen und dort Salat. Es machte ihm Freude, wenn alles gedieh, und es kam ja auch Gertrud im Haushalt zustatten, die Jungen verputzten sehr viel. Und wenn es auch hier billig war, es war doch gut, wenn man nicht alles zu kaufen brauchte. Der Schweiss perlte ihm, sein von der Frühlingssonne angebräuntes Gesicht stach frisch und rot ab gegen das weisse Haar. Es war doch schade, dass er nicht auch einen Kartoffelacker hatte, die Jungen hätten die Kartoffeln gelegt; aber mit Kartoffeln wurde er reichlich versorgt durch die Mutter von Jürgen, die Frau Rittergutsbesitzer liess alle Herbst, soviel er brauchte, bei ihm vorfahren. Sie war ja froh, dass es mit ihrem Jungen so gut ging, und dass sie ihn nicht mehr in Landsberg auf der Schule haben musste, wo die Pension viel höher war und die Entfernung viel grösser. Der Jürgen war ein Schlingel, er hatte seine Gedanken immer mehr bei den Pferden in Vaters Stall als bei den lateinischen Extemporalien. Der Major hatte Verständnis dafür — nichts Schöneres für den Soldaten als Pferde — aber gelernt musste ja doch nun mal werden.

Der Major wischte sich über die Stirn: wer ihm das gesagt hätte, dass er einmal Pensionsvater von Fünfen werden würde! Aber es war gut so, es lenkte ab. Und ganz ungesucht war es ihm gekommen. Hier war das einzige Gymnasium im ganzen Kreis, viele Leute im Städtchen nahmen Schüler auf. Die Jungen hatten Essen genug da, aber viel zuviel Freiheit; bei Major von Pfahl war es etwas anderes, der kümmerte sich um das Lernen. Ein alter Kriegskamerad, der zufällig hier in der Gegend ansässig war, hatte den erst Widerstrebenden herangekriegt: „Mein Jüngster muss nun aufs Gymnasium, wo soll man hin mit den Kindern? Schwer für uns auf dem platten Land. Ich bitte dich, nimm du mir den Jungen auf." Es sprach sich herum.

Sehr einfach, fast spartanisch war diese Pension. Im Sommer hiess es hinunter zum Brunnen, nur wenn es allzu kalt war, wurde das Waschwasser in Blechkrügen aufs Zimmer geholt. Den Knaben, auf dem Lande geboren, fiel das nicht schwer, desto schwerer aber fiel ihnen das Lernen. Der Major hatte viel Mühe mit ihnen: o weh, was für Aufsätze! Hans-Joachim hatte leichter gelernt, und seine Aufsätze waren weit besser gewesen als dieses kindische Zeug. Mit einer stolzen Wehmut erinnerte sich der Vater an die Aufsätze seines Sohnes. Und wenn er die Knaben nach getaner Arbeit in den Wald hinaus laufen liess, schwimmen und rudern, dann dachte er: warum habe ich meinem Sohn nicht mehr Freiheit gegönnt? Ihm alle die Freuden nicht zugestanden, die den älteren Menschen vielleicht keine mehr sind, deren aber die Ingend bedarf. Hätte er nicht sagen müssen: geh hin, geniesse sie alle? Und niemals hatte er zusammen mit dem Sohn den Sonnenaufgang gesehen, niemals hatten sie im stillen Frieden des Mondes nebeneinander auf einer Bank gesessen, niemals beim magischen Sternenschein vertranlich Gedanken getauscht über Welt und Menschen, Irdisches und Überirdisches. Wenn der Major jetzt am Abend mit fremder Leute Söhne zusammensass, dann wunderte er sich selber, wie gut es ihm doch gelang, auf deren Interessen einzugehen. Und Abende tauchten in seinem Gedächtnis auf, ganz andere Abende. Er allein in seiner Stube, die Frau allein in der anderen am Nähtisch. Der Sohn allein in seinem Stübchen; denn sass er drinnen bei der Mutter und sprach mit ihr, so öffnete der Vater die Tür, steckte den Kopf durch den Spalt: „Ich will jetzt Zeitung lesen!" — und der Junge verschwand.

Sie liebte den Jungen, sie liebte ihn mehr als ihn, auch das kränkte den Mann. „Du verziehst ihn, verzärtelst ihn, ein Junge wie eine Zuckerpuppe!" Er musste ein Gegengewicht geben. Jetzt, da es zu spät war, der Sohn ein Verlorener, sah Viktor von



Pfahl es ein, wie falsch er alles gemacht hatte. Er zürnte nicht mehr; wo keine Hoffnung mehr ist, zürnt man auch nicht. Er trauerte nur noch, aber er tat es heimlich. Warum den Schmerz in Gertrud immer neu aufwecken? Er gab sich alle Mühe, heiter zu scheinen. Erst misslang ihm das, aber nach und nach ging es besser damit — ihr zuliebe. Er hatte ja nichts weiter auf Erden mehr, nur Gertrud. Sie machte ihm keine Vorwürfe, sie wiederholte das nicht noch einmal, was sie ihm damals gesagt hatte, bebend vor Schmerz und Zorn: du bist schuld daran! Sie hatte zuviel Mitleid mit ihm. —

An jenem Morgen, an dem der Sohn die Eltern verlassen, hatte der Major seine Frau unruhig gesucht: wo war sie? Nicht im Schlafzimmer, nicht im Esszimmer, auch nicht in der Küche. Sie hatte dem Bengel noch Kaffee gemacht, da stand seine Tasse, halbvoll noch, er hatte sie also nicht leer getrunken, wie konnte er auch? In des Mannes Seele stieg eine grosse Angst auf: „Gertrud, Gertrud!" Er rief nach ihr, er schrie förmlich ihren Namen. Er fand sie hinten im Gang, hinter der letzten Tür, im kleinen Stübchen des Sohnes. Da räumte sie alles zusammen, was noch herumlag, ordnete seine Bücher auf dem Regal. Das Bett war bereits abgezogen, sie spreitete gerade die Decke über ein leeres Bett. Sie tat alles lautlos, bewegte sich ruhig, aber war es nicht, als ob nur ein Uhrwerk in ihr steckte, kein lebendiges Herz? Er stand auf der Schwelle, folgte jeder ihrer Bewegungen, er traute sich nicht hinein in des Sohnes Zimmer. „Nun ist er fort", sagte er endlich. Sie nickte ihm zu: „Ja", weiter sagte sie nichts. Da trieb es ihn hinein ins Zimmer: seine Frau, seine arme Gertrud! Er griff nach ihren Händen und zog sie näher zu sich, neigte seine Stirn gegen die ihre. So blieben sie stehen, Stirn an Stirn, sich ganz nahe. Und nun weinten sie. —

Ehepaare ohne Kinder klammern sich fester aneinander als andere Eheleute; er hat nur die Frau, sie nur den Mann, nichts zieht sie voneinander ab. So war es auch bei den Pfahls. Und Tage und Tage, und Nächte und Nächte, aus den Tagen und Nächten wurden Wochen und Monate; es wurden Jahre daraus. Dass der Major sich entschlossen hatte, aus seinem dunklen Parterre hervorzukriechen und den Wohnort zu wechseln, das war ein Glück gewesen. Er tat es wegen seiner Frau; die sah oft aus wie eine Blume, die welkt. Wenn er ihre Hand nahm und fragte: „Wie geht es dir?", dann sagte sie jedesmal: „Gut" und lächelte ihn an. Aber er glaubte ihr nicht. Sie waren nach Berlin gezogen — war vielleicht eine geheime Hoffnung dabei, ihn dort zu finden? Sie suchten ihn nicht. Aber klingelte es — es klingelte selten genug an der einsamen Tür — und die Frau sah durchs Guckloch die grosse Gestalt eines Mannes draussen, vielleicht nur eine Schulter, ein Stück Hutkrempe über einem gesenkten Kopf, dann durchfuhr es sie, glühend, überwältigend, Schmerz und Entzücken zugleich: er?! Sie riss die Tür auf — ein fremder Bettler.

Sie hielten es in Berlin doch nicht aus. Oben in ihrem vierten Stock war es wohl hell, äusserlich viel heller, als es je in ihrem Parterre gewesen war, aber innen war es genau so dunkel. Es war ein schwerer Entschluss, noch einmal sich umzustellen, ohne äusserlich zwingenden Grund einen neuen Wohnort zu suchen. „Wir verändern nur die Tapeten", dachte der Mann, „es bleibt doch immer dasselbe."

Wie waren sie auf die kleine Stadt an dem kleinen Flüsschen gekommen, die so weit ab vom grossen Verkehrsstrom der Menschheit liegt? In einer Nacht, die er wie manche schlaflos verbrachte, sich den Kopf zermarternd: wo sollen wir hin?, war ihm das Bild aus einer Manöverzeit vor die Augen gekommen, das Bild eines Städtchens, wo es ihm damals so sehr gut gefallen hatte. War er es gewesen oder irgendeiner der Kameraden, der damals, als sie in froher Laune bei der Abendtafel im Gasthof zusammensassen, ans Glas geschlagen hatte: „Es lebe die kleine Stadt! Sie liegt nicht am Ende der Welt, wo Hasen und Füchse sich gute Nacht sagen, sie liegt am Anfang alles Guten. Hier erst beginnt das Leben lebenswürdig zu werden: gemütlich und billig." Sie hatten sich's wohl sein lassen: frisch gefangene Fische, Schlei und Hecht, Rehbraten mit Preiselbeeren aus den Wäldern, und waren erstaunt, wie bescheiden die Rechnung dann war.



Wald, viel Wald, zwischen den Kiefern, Eichen und Buchen. Der grosse und der kleine See, in Hügelwellen eingebettet. Er hatte darin gebadet, von den Strapazen des Manövertags müde und staubig. Oh, er erinnerte sich noch ganz genau, es war eine wunderbare Erquickung gewesen. Er war weit hinausgeschwommen in den grossen See, dessen Wasser so klar, der Himmel konnte hineinsehen wie in einen Spiegel. Alles spiegelte sich, sein Blau, vom Rosenrot des Abends durchwirkt, die mächtigen Kiefern, die ihre breiten, von Harz und Duft schweren Äste tiefsenkend, sich in hingebendem Kuss dem See vermählten. Es war so still, so märchenhaft schön, ein Abend und eine Umgebung, ganz dazu geschaffen, restlos glücklich zu sein. Er dachte an die geliebte Frau, und dass sie ihm nun bald ein Kind schenken würde, einen Sohn natürlich.

Und nun wollte er dahin ziehen, um diesen Sohn zu vergessen.

Gertrud schied ruhig von Berlin. Wohin sie auch ging, ihre Hoffnung nahm sie mit. Sie wusste, ihr Mann hatte die aufgegeben. Jetzt, hier in den Städtchen, wo er zwar nicht ganz jenen schönen Abend seiner Erinnerung wiederfand, aber doch immer genug von ihm, um sich nicht enttäuscht zu fühlen, hatte er wohl auch den Wunsch nach dem Sohn aufgegeben. Er sprach nie mehr von dem, sein Name wurde gar nicht genannt. Das hatte sie auch gar nicht anders erwartet, denn während Frauen, wenn die rechte Stunde kommt, sich ausschütten können — eine Stunde der Erlösung, die vieles, wie in einer Wiedergeburt hervorbringt, was schon verschüttet lag —, ist es Männern versagt. Aber dass er den Wunsch völlig aufgegeben hatte, das konnte sie doch nicht ganz glauben. Leise, hatte sie manchmal daran zu rühren versucht. Wenn Hans-Joachim nun wiederkäme, vor den Vater hinträte mit einem aufrichtigen: „Verzeih mir", ob er ihn nicht dann doch wieder aufnähme? Er hatte sie abgewiesen mit einer stummen Bewegung, sich zurückgezogen wie eine Schnecke in ihr Haus. Oder er hatte auch wohl gesagt: „Liebes Herz, komm mir doch nicht mit den alten Geschichten. Ich habe genug davon. Ruhe, Ruhe!" Es klang wie ein Aufschrei: „Frieden, Frieden! Inneren und äusseren. Und den haben wir ja nun endlich, Gott sei Dank!" Er hatte ihr dabei die Hand gedrückt und ihr einen Kuss gegeben, er war jetzt immer unbeschreiblich gut zu ihr. Aber wie er eigentlich über Hans-Joachim dachte, das wusste sie doch nicht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Leute im Städtchen hatten heute etwas zu sehen: ein Fremder, ein Fremder! Mit eiligen Schritten kam er vom Bahnhof her; der lag sehr ab, weit draussen in Feldern, stand das Korn da hoch, verschwand die kleine Station der Klingelbahn fast darin. Der Fremde liess seine Blicke unruhig schweifen, sah nach rechts, nach links, stolperte hastig über das spitzige Pflaster des Marktplatzes, um den die höheren Häuser standen: Apotheke, Post, Bürgermeisterei, das Haus des Arztes, des Forstmeisters und das grosse Kaufhaus. Die anderen Häuser alle sehr niedrig, man konnte ihnen fast mit der Hand aufs Dach langen. Und schmale Seitensträsschen, in Gärten endend und weiter hinaus in blauenden Wald. Die alten Linden am Marktplatz überragten alles andere, und der Turm der Kirche.

„Bitte, können Sie mir sagen, wo Herr Major von Pfahl wohnt?"

Das junge Mädchen, das in Holzschuhen übers Pflaster klapperte, errötete; es stotterte verlegen: „Ganz draussen. Da, das weisse Haus mit der Laube unter den Linden." Sie kicherte und klapperte weiter.

Da lag es, weissgetüncht und niedrig, aber langgestreckt, nicht viel besser als ein Bauernhaus; nur die Fenster waren etwas grösser und mit weissen Gardinchen. Zwei grosse Linden rechts und links vom Eingang, sie hingen ihre Zweige über die vorgebaute Laube an der Tür. Es überkam ihn: da auf dem schmalen Bänkchen der Laube sassen wohl die Eltern am Abend — alte Leute —, die Hände der Mutter lagen müde im Schoss. Sein Herz klopfte heftig, er hätte hineinstürmen mögen: „Mutter, Mutter!" Aber durfte er sie so überfallen? Sie könnte sich zu Tode erschrecken. Wenn nur jemand käme, den er hineinschicken könnte, sich vorsichtig anmelden lassen. Aber niemand kam. Er schlich sich ums Haus nach der Rückseite, wie einer, der einbrechen will. Ein Hund schlug an vor der Hundehütte, hastig fuhr er wieder zurück. Er hatte einen Hof



gesehen, dahinter einen Garten — niedrige Büsche und eingeteilte Rabatten — und einen Mann, der da grub. Missfarbene Leinenjacke, alte Militärhosen, um die Knöchel zusammengebunden. Ärmlicher Anzug, fast lächerlich, wie eine Scheuche, die man gegen Wild und Vögel ins Feld stellt. Kein Hut, aber viel weisses volles Haar um den Kopf, der abendlich wehende Wind spielte darin. Wer war das, sollte, konnte das etwa Major von Pfahl selber sein? Es durchzuckte ihn plötzlich: unmöglich.

Der Hund knurrte in einem fort, er hatte den Fremden gewittert, jetzt schlug er laut an. Ein Fenster der Rückseite wurde geöffnet, eine Stimme rief: „Barno, sei doch still!" Es war eine junge Stimme, nicht die Stimme der Mutter — oder war ihre Stimme vielleicht doch noch so hell? Freude, Entzücken durchrieselte ihn: hineilen, sich ihr zu Füssen stürzen — da, plötzlich lautes, anhaltendes Jubelgeschrei. Auf die Strasse stürzten aus dem Walde heraus mehrere Knaben, in sie schwenkten Beutel aus zusammengebundenen Taschentüchern, hielten sie hoch: „Morcheln, die ersten Morcheln für Mutter! Herr Major, wo ist die Mutter?" Sie stürmten ums Haus und verschwanden dahinter.

Was schrien die — Mutter?! Er hatte sich noch gerade den Blicken der fremden Knaben entziehen können, war rasch unter die Laube des Eingangs getreten. Da sass er nun auf der kleinen Bank und wartete. Wie ein Bettler. Süsse und bittere Gefühle durchstürmten ihn, aber die bittern waren die stärkeren. Nun war er hier nahe bei ihr und konnte sich doch nicht recht freuen, alle Freude war auf einmal ganz weg; die Erregung hatte sie totgemacht, so wie ein löschender Finger den letzten Funken der Kerze ausdrückt. Sein Vater, sein alter Vater, der Herr Major, grub wie ein Tagelöhner im Garten in plundriger Leinenjacke — war die Zeit denn wirklich schon so armselig? Und die Mutter, was würde sie alles tun müssen, um ein kärgliches Dasein zu fristen? Die fremden Jungen hatten Mutter gerufen — seine Mutter! Sie musste bei fremden Kindern die Mutter spielen! Er senkte den Kopf: nun kam er nach Jahren wieder und brachte nicht einmal soviel mit, dass er seinen Eltern ein Leben bereiten konnte, so bequem und sorgenlos, wie sie es haben müssten in ihren Jahren. Auf einmal kam es ihm zum Bewusstsein: wie arm sind wir doch. Er hatte es ja nicht glauben wollen, alle hatten sie es ihm gesagt: es geht uns in Deutschland schlecht, nun sah er es an seinen eigenen Eltern, dass es so war. In einer bittern Enttäuschung sass er hier, er hatte sich alles so anders gedacht. Wie, das hätte er freilich nicht genau zu sagen gewusst, aber er fühlte es, und was er schon einmal gedacht hatte, überfiel ihn jetzt wieder, der Gedanke: wärst du vielleicht doch noch nicht heimgekehrt! Überhaupt nicht? Ja, wenn die Sehnsucht nicht gewesen wäre! In einem Zwiespalt der Gefühle sass er vor einem armseligen Haus, sah von der erhöhten Laube, zu der ein paar bröcklige Stufen hinaufführten, weit ins Land hinein. Aber diese Felder dünkten ihm nicht üppig; wenn andere Äcker hier nicht mehr verhiessen, dann konnte er es verstehen, dass der Wunsch aller nach dem Westen ging und nicht nach dem Osten. Das Land schien ihm so traurig, traurig wie plötzlich das ganze Deutschland. Oh, dass die Eltern doch nicht gerade hierher gezogen wären! Wie verzweifelt mussten sie innerlich gewesen sein, dass ihnen dies hier genügen konnte.

Er sprang auf: nun aber rasch, anklopfen, eintreten, sonst trieb es ihn vielleicht noch fort, ehe er sie wiedergesehen hatte! Er klinkte die Haustür auf, sie war nicht zugeschlossen — ein Ziegelflur, kühl und dämmrig — er spürte Küchengeruch und Menschenodem. Da war eine Tür, er tastete auf sie zu, die Tür ging auf — eine Gestalt erschien auf der Schwelle. Sehr schlicht, hochgewachsen, wenn auch ein wenig leicht gebeugt, graues Haar, das Licht hinter ihr warf flimmernden Schein um den Kopf der Frau. Er erkannte sie sofort, sie stand wie in einer Glorie. Er schrie laut auf: „Mutter!" und hielt sie auch schon in seinen Armen. —

„Unser Sohn ist gekommen. Er ist gewiss und wahrhaftig gekommen", sagte die Mutter, als sie mit ihm zum Mann in den Garten traf. Kaum dass sie sich aus des Sohnes Umarmung gelöst, so nahm sie ihn auch schon bei der Hand: „Komm zum Vater!" Und zog ihn hinter sich her durch eine dunkle Bauernküche mit einem Rauchfang, am



Herd stand ein junges Mädchen — Kartoffeln kochten, ihr Geruch füllte die Küche — mit grossen Augen blickte das Mädchen nach ihnen hin. Ein Haufe Jungen war bis an den grossen gescheuerten Tisch zurückgewichen und gaffte von da. „Mein Sohn ist gekommen", sagte die Mutter im Vorübergehen zu dem Mädchen und lächelte selig. Da lächelte auch das Mädchen.

Sie führte ihn dem weisshaarigen Mann entgegen, der im Garten grub. Der stand ganz unbeweglich, mit starren Augen blickend; das Grabscheit noch immer in der Hand. Er hatte es hoch gehoben, aber nicht in Abwehr, es war etwas, an dem er sich halten konnte. Das war eine zu jähe Überraschung. Er liess den Spaten fallen, er taumelte, da fühlte er schon den Arm des Sohnes.

Vor dem weisshaarigen Mann in der groben Leinenjacke, eine Erscheinung, die jetzt nichts Heruntergekommenes, nichts Armseliges mehr für ihn hatte, beugte sich der Sohn. Er fiel nicht auf die Knie, aber er sagte mit einer Stimme, die vor Erregung brüchig und fast erstickt war: „Vergib mir, Vater!"

Der Major sagte nichts, er rang nach Luft. Angst überkam die Frau, unruhig flogen ihre Blicke von einem der Männer zum anderen: um Gottes willen, Viktor würde doch nicht abweisend sein, etwa gleich zu dem Sohn sagen: „So, kommst du endlich?" Auch sie rang nach Luft. Drei Herzen zitterten wie die Gräschen im Gartenpfad, über die der Abendwind strich. Ein Schweigen, das ewig zu dauern schien, und das doch nur eine Minute lang war — der Major breitete seine Arme aus, er sprach: „Willkommen!"

Es war doch eine Heimkehr gewesen, wie sie jener Sohn im Gleichnis der Bibel hatte. Wie oft hatte das die Mutter gelesen und bei sich gedacht: wird es bei uns einst auch so sein? Kein gemästetes Kalb und auch kein lautes „Seid fröhlich", sie sassen mit all den Knaben zusammen an dem jetzt sauber gedeckten Tisch in der Bauernküche, das junge Mädchen trug vom Herd in grosser Schüssel die gequellten Kartoffeln neben die Satten mit dicker Milch. Kein üppiges Freudenmahl, und doch war es eins, so reich, dass selbst die Kinderseelen davon etwas spürten. Die Fünf hatten nie von einem Sohn gehört — aber ja, die Mutter hatte doch einen, viele Jahre war er schon fort, und nun war er heut unerwartet wiedergekommen. Wo hatte der denn so lange gesteckt? Dass die Mutter sehr glücklich war, das merkten sie, Neugierige Knabenaugen musterten verstohlen das tiefbraune Männergesicht: ei, der sah so aus, als ob er richtig was erlebt hätte, vielleicht Abenteuer? Wenn er doch was erzählen möchte!

Aber er sprach nicht viel.

Hans-Joachim sass zwischen seinen Eltern. Zum erstenmal stellte er seine Füsse wieder unter den elterlichen Tisch. Das Mädchen hatte Kartoffeln für ihn geschält und legte sie ihm auf den Teller; er verneigte sich dankend, aber er ass sie nicht. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, zu essen, Freude macht satt, solche Freude, die für ein ganzes Leben ausreichen kann. Noch hatten sie ihn nichts gefragt, seine Mutter hatte nur verstohlen geflüstert: „Nun bleibst du doch bei uns?" Er hatte nur genickt. Sollte er „Ja" sagen? Und „Nein" konnte er doch auch nicht gleich sagen. Unterm Tisch hielt sie seine Hand fest in der ihren, und nach seiner zweiten Hand fühlte von der anderen Seite der Vater und drückte sie ab und zu. Das war mehr, als er verdient hatte. —

Sie sassen noch auf der Bank vor der Tür, er zwischen den Eltern; sie mussten eng zusammenrücken, die kleine Bank bot wenig Platz. Aber die Eltern brauchten ja auch nicht mehr viel Platz, das fühlte Hans-Joachim schmerzlich. „Es geht euch doch soweit gut, ihr hattet oder habt wenigstens keine Geldsorgen?" fragte er beunruhigt.

„Wir hungern nicht", sagte der Major, „das ist schon sehr viel heutzutage. Ich habe meine Pension, wenn sie mir auch beschnitten ist, Tausenden und aber Tausenden geht es nicht so gut wie uns. Es darben viele, denen man es äusserlich noch nicht ansieht, gerade Leute aus unserer Sphäre. Und weisst du, wieviel Arbeitslose wir haben?"

„Oh, Viktor, bitte jetzt nichts davon! Heute wollen wir an nichts so Trauriges denken, wir wollen uns nur freuen, freuen!" Und die Mutter tat einen tiesen, wie erlösten Atemzug. „Sonst bin ich immer um diefe Zeit todmüde, heute gar nicht, ich werde auch nie mehr müde sein." Sie sprang auf und reckte ihre noch immer

mädchenhaft schlanke Gestalt. „Ich bin wieder jung geworden mit einemmal, so jung wie unsere Magdalene drinnen!" Sie wandte sich gegen den Sohn: „Das ist nämlich unsere Haustochter. Ich bitte dich, sage ihr ein paar freundliche Worte. Sie ist schon drei Jahre bei uns. Was sollte ich anfangen ohne sie? Wir haben keine Dienstmagd. Sie kann alles, sie tut alles, es ist ihr nichts zuviel. Und an den langen Winterabenden, wenn die Jungen schon schlafen, dann spielt sie mit Vater Schach."

„Und besiegt mich meistens." Der Major lachte.

„Wo habt ihr diese Perle denn her?" Hans-Joachim fragte es nur, um etwas zu sagen und so auf die Interessen der Eltern einzugehen. Ach, man hatte sich doch trotz aller Liebe ein wenig auseinandergelebt, er in weiter Ferne, sie in der engen Umgrenztheit ihres Hauses. Was ging ihn dieses Mädchen an! Er hörte gar nicht zu, was die Eltern von ihr erzählten. Wie ihnen das alles so wichtig war — die guten Eltern! Sie waren wirklich recht alt geworden, eingeschlafen in ihrer Stille. Er streichelte seiner Mutter die Wange: „Mein Mutterchen, mein kleines Mutterchen!" Er sagte es träumerisch-zärtlich, müde geworden in der Dunkelheit der Laube, die tiefer und tiefer wurde.

Durch den niedrigen Rundbogen sah man auch aussen nur noch schwach ein dunkelndes Stückchen Felderweite, etwas heller darin das weisslich schimmernde Band einer Chaussee. Die führte in die ferne Welt. Ein Kauz rief, ein zweiter antwortete langgezogen, unaufhörlich die Rufe aus dem nahen Wald. Die Lider waren Hans-Joachim schwer geworden, ihm zugefallen. Jetzt riss er sie auf: Albatrosse? Brannte das Blinklicht auch? Nun besann er sich, er war ja nicht mehr auf seiner Insel.

Durch die stille Dunkelheit erklang die Stimme des Vaters: ,,Deine Mutter ist gar kein kleines Mutterchen, sie ist eine grosse und starke Frau. Sie ist immer die stärkste von uns Dreien gewesen. Sie hat mich gestützt und getragen, wenn's nicht mehr weiter wollte mit mir; das, zu dem ich mich durchgerungen habe, das verdanke ich allein ihr." Er küsste die Hand seiner Frau. „Und dass ich dich heute hier willkommen heissen kann, und dass ich mich freuen kann, ohne Bittres zu denken, ehrlich freuen, das verdankst du allein dieser starken Mutter, mein Sohn." —

Es war spät in der Nacht, als sie aufhörten zu sprechen. Erzählte Hans-Joachim alles? Nein, nicht alles. Das, wovon er nicht sprach, das stand ja in dem Buch, das er für seine Mutter geschrieben hatte, für sie ganz allein, und das er mitgebracht hatte. Die Frau zitterte schon jetzt bei seiner Erzählung: oh, was hatte ihr Sohn alles durchmachen müssen! Aber der Vater sagte: „Du siehst, Gertrud, er hat es ja überstanden, und ganz gut überstanden."

Die Mutter liess es sich nicht nehmen, ihn, wie sie es dem Knaben in besonders zärtlichen Stunden getan, auch heute zur Ruhe zu bringen. Er wehrte sich vergebens, aber es war ihr eine Seligkeit, ihren grossen stattlichen Jungen zu bedienen. Jetzt war sie nicht mehr die starke, die mit ihrer Kraft stützende Frau, jetzt war sie ganz die zärtliche, in der Sorgfalt um ihr Kind aufgehende Mutter. Sie strich glättend über sein Kissen, sie zupfte an seiner Decke: „Liegst du auch gut? Schlaf wohl, schlaf lange und gut, jetzt bist du daheim!"

Er hätte noch gern mit ihr weitergesprochen, seine Müdigkeit war verflogen, das Gespräch mit den Eltern hatte ihn doch sehr erregt. „Mutter", rief er ihr nach, „was soll ich aber tun? Was hier anfangen? Ich kann euch doch nicht zur Last fallen!"

,,Still", sagte sie schon im Entschweben und legte den Finger auf die Lippen, „schlaf, schlaf jetzt, mein Kind!"

Sie war kaum aus der Tür, verschwunden wie ein Schatten, da schlief er auch schon. Aber nicht lange. Fern krähte ein Hahn, der Morgen nahte. Der Mond war längst untergegangen, die Sonne noch nicht herauf, aber vor dem kleinen Fenster stand noch ein Stern. Im Zwielicht des grauenden Tages sah Hans-Joachim das Zimmer. Es war klein und niedrig, eigentlich ein Mägdezimmer, weiss getüncht mit schrägen Wänden. Das Fräulein Magdalene schlief darin. „Sie hat es dir eingeräumt", sagte die Mutter. Wo schlief sie denn nun? Es war nicht viel Platz im Haus. Seine Dankbarkeit suchte sie:



da hatte sie nun, müde wie sie war von all der Arbeit, ihm ihr eignes Bett gegeben, lag jetzt vielleicht auf dem altmodisch harten Kanapee in der Mutter Stube, oder gar auf der blanken Diele, auf die man einen Strohsack gebreitet hatte. Rührendes Mädchen! Er murmelte etwas im Halbschlaf, erwachte und sah sich gross um. Das war ihr Zimmer! Sie hatte es sich sehr nett zurecht gemacht. Hinter dem Spiegel steckte ein Tannenzweig und strömte Duft aus — Duft des Waldes — und nach Gesundheit und Sauberkeit roch es, nach Reinheit und Unberührtheit. Wie kindlich die paar Bildchen, die sie an die Wand genagelt hatte, irgendwo ausgeschnitten, auf Karton geklebt und dann mit Goldpapierleisten anstatt eines Rahmens versehen. Schlief er noch nicht, oder träumte er nur? Er schlief immer noch nicht. Dieses kühle, saubere, jungfräuliche Bett erregte ihn seltsam. So hatte er lange nicht gelegen, vielleicht noch nie. Daheim, daheim! Er drückte sein heisses Gesicht in das kühlende Kissen, umfing es mit beiden Armen und hielt es fest. Und so schlief er denn endlich.

17. Kapitel.

Dem Wunder einer Heimkehr, dem Fest eines Wiedersehens, das Eltern und Sohn erregte und auch andere im Hause mit, waren ruhigere Tage gefolgt. Tage des Alltags. Die Buben gingen zur Schule; ehe sie am Morgen ausrückten, war grosses Gepolter, nägelbeschlagene Schuhe trappsten die hölzerne Treppe hinab, unten im Ziegelflur hörte man rufen: „Magda, Magduscha, mein Brot für die Schule!"

„Auf Magduscha höre ich nicht, ich heisse Magdalene."

Jürgen krähte: „Fräulein Berkowitz, ist auch von der Wurst drauf, die meine Mutter aus Altheide geschickt hat?"

„Steckt schon im Ranzen", sagte dann die ruhige Mädchenstimme. „Ihr seid alle versorgt. Nur nicht so laut, Herr von Pfahl schläft noch!"

Nein, er schlief nicht mehr, aber er lag noch im Bett. War es Abspannung, die ihn so lässig machte, ihn förmlich zwang, noch liegen zu bleiben? Ach, es trieb ihn ja auch nichts auf, nichts drängte ihn — er hatte keine Arbeit. Was sollte er anfangen den ganzen Tag? Alle gingen sie ihrer Beschäftigung nach. Die Mutter nähte und flickte, er konnte nicht immer neben ihr sitzen und zusehen, wie die Nadel aus- und einstach. Der Vater war in seinem Garten, was da zu tun war, machte er lieber allein, wenn der Sohn half, blieb für ihn nicht mehr genug Arbeit übrig, und das wollte er nicht. „Ich muss meine gewohnte Beschäftigung haben bis die Jungen aus der Schule kommen, das erhält mich frisch." Also auch da überflüssig. Der Vater gab es nur zu, dass er an den turnerischen Übungen und dem militärischen Exerzieren teilnahm. Aber Hans-Joachim, der eine rohe Horde wilder Robbenschlächter in Respekt gehalten hatte, fand es lächerlich, einen vorgetäuschten Feind zu beschleichen, Schützengräben aufzuwerfen, mit Heldenmut einen Hügel zu stürmen, sich zu verteidigen oder anzugreifen. Die Knaben freilich waren begeistert, sie achteten nicht Schrammen noch Beulen — weitergehinkt auf dem schmerzenden Bein, ein nasses Taschentuch um die blutende Stirn. „Das macht gar nichts", versicherte Jürgen und verbiss sich den Schmerz, „mein Vater war mit im Weltkrieg, mein Grossvater noch viel früher mit bei Mars-la-Tour!" Kindische Spielerei dünkte es dem aus einer ganz anderen Welt, von jener umgekehrten Hälfte der Erdkugel Zurückgekehrten.

Der Major stritt dagegen: „Du denkst Spielerei, aber wie sollen wir unsere Jungen anders heranziehen und zu den Männern machen, die unser Vaterland braucht? Wir sind arm und werden immer noch ärmer, aber müssen wir uns darum das da gefallen lassen? Komm hier herauf!" Er fasste den Sohn am Ärmel und zerrte ihn hastig auf einen Hügel, „von hier oben siehst du's am besten!"

„Was denn? Ich sehe vor uns nichts anderes als hinter uns, Feld und Wald, viel Wald — eine Chaussee, einzelne Höfe — und da im Wald eine Lichtung. Es blinkert eben etwas darauf."

Der Major schrie erregt: „Da geht er ja wieder mit seinem Gewehr! Nein, ihrer zwei sind's! Die Sonne blinkert auf ihren Gewehrläufen. Sie patrouillieren die Grenze ab, das heisst, sie suchen, wen sie wieder schikanieren können: arme Leute, die beim Holzsammeln ein wenig übertreten, Mädels, die Pilze suchen. Die Grenze, ein sinnloser Strich, mit dem Lineal über die Landkarte weggezogen, ohne Rücksicht auf Besitz und Acker. Geht der Bauer auf sein Land, hat seinen Ausweis zufällig nicht bei sich — ‚Pascholl, zurück, ist Grenze hier' — der Bauer hört nicht, will vielleicht nicht hören, geht ruhig weiter — knall, eine Kugel. Sie trifft ihn; auf dem eigenen Acker erschossen."

„Ist das wirklich schon vorgekommen?"

Der Major lachte zornig kurz auf: „Noch anderes! Frage einmal unsere Magdalene nach ihrem Vater. Nein, frage sie lieber nicht, sie kann es noch nicht verschmerzen."

Besorgt sah der Sohn des Vaters glühenden Kopf: „Reg dich nicht auf, Vater!" Auch ihr wurde heiss. Aber war es so nicht das gleiche an allen Grenzen? Überall Grenzvergehen, schuldiger und unschuldiger Art.

„Und da denkst du, 's ist Spielerei, wenn ich mit meinen Jungen übe? Lass sie nur so spielen, im Spiel lernen sie, was später not tut. Jedenfalls Mut und Begeisterung. Nein, so wie es jetzt ist, kann es nicht lange mehr weitergehen!"

„Aber, Vater, du als früherer Offizier musst doch am besten wissen, dass Deutschland wehrlos ist. Ich habe draussen genug über Deutschland zu hören bekommen. Ich habe mich immer als Deutscher bekannt. Aber in jeder Hafenschänke lachen sie, wenn man sagt: Deutschland wird doch wieder Weltmacht!" Dazu müsste Deutschland erst Arbeit haben. Wo Arbeit ist, kommt alles Gute von selbst nach. Arbeit, so wie ich sie auch brauche. Vater, ich spüre es ja an mir selber, man verkommt, wenn man keine Arbeit hat. Ich liebe euch, möchte euch nie wieder verlassen, und doch — morgens liege ich lange im Bett, mag nicht aufstehen vor Faulheit, nein, nicht vor Faulheit, vor Grauen: wie bringst du deinen Tag hin? Wozu lebst du? Weiss Gott, Vater, ich möchte mein Leben für euch lassen, ich habe mich nach der Heimat so zurückgesehnt, dass ich zuletzt glaubte, ich müsste vor Heimweh sterben — nun bin ich da, und —" Er sprach nicht weiter, sondern er seufzte nur.

Der alte Mann sah bekümmert aus: also sobald schon? Wieder fort? Aber er nickte: „Versteh' ich wohl, dass du enttäuscht bist. Es ist jetzt eine schwere kritische Zeit. Du bist zu keiner glücklichen zurückgekommen. Ich will dich nicht halten, wenn dich selber nichts hält. Nur denke an deine Mutter — sie wird unglücklich sein."

Ach Gott ja, die Mutter! Es fiel der Sohn schwer aufs Herz. „Aber was soll ich denn tun?" brach es aus ihm heraus. „Ich kann nicht schlafen, es quält mich von Tag zu Tag mehr. Oh, und bei Nacht! Mit dem ersten Frühling bin ich hergekommen, es sprosste kaum die Saat, nun wiegen sich schon Ähren, der Sommer ist da, und ich bin noch immer hier, ein Überflüssiger, ein Müssiggänger. Der Sommer geht, der Herbst kommt, und ich werde noch immer hier sein — welche Qual, dieses Müssigsitzen! Auf Hog-Island habe ich auch oft müssig gesessen, anscheinend tatenlos, Wind und Wellen gelauscht und meinen Tieren nur zugesehen, aber es war ein ganz anderes Müssigsein: ich war auf einen Posten gestellt, ich hatte eine Verantwortung zu tragen — ach, meine Insel, meine glückliche Insel! Hier habe ich kein Blinklicht anzuzünden."

Vater und Sohn wanderten lange auf dem Schauplatz der Knabenspiele umher. Die Knaben waren nach Hause befohlen: „Kehrt, marsch!" Der Geschützdonner, den sie in ihrer Phantasie so deutlich gehört hatten, war jetzt verstummt; die Kämpfer marschierten heim, mit Trommeln und Pfeifen als glückliche Sieger. Hans-Joachim sah ihnen mit einem schmerzlichen Lächeln nach: und wenn's auch nur Spielerei war! Das sah er ein, der Vater verstand es, die Knabenseelen zu fassen. Ob ich mich auch wieder auf die Schulbank setze? dachte er. Dann hätte ich was zu tun, dann könnte ich ja noch hier bleiben. Aber dieser Gedanke entsetzte ihn doch zu sehr.

Der Major musste Ähnliches gedacht haben: „Hast du nie daran gedacht, dein Examen vielleicht doch noch nachzumachen? Es würde dir gewiss sehr erleichtert werden. Und du würdest Vergessenes bald nachholen." Aber als er dann verstohlen den grossen Mann neben sich ansah, war es ihm selber klar, dass für den die Schulbank zu eng und zu klein war. Der passte nicht mehr hinein.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Ein Brief für Sie, Herr von Pfahl", sagte Magdalene. Sie hatte bei ihm angeklopft und hielt ihm den Brief entgegen. „Der Briefträger hat ihn mir eben gegeben."

Er nahm ihn ihr ab: „Danke." Und dabei fiel ihm plötzlich ein: hatte er sich denn auch wirklich schon so recht bei ihr bedankt? Er sah sich um in dem Zimmerchen mit den rührenden Bildern, mit den paar grünen Topfgewächsen auf dem Fensterbrett, mit ihren Kleidern, die noch im Schrank hingen — so heimlich, ihm schon ganz

vertraut. „Wo hausen Sie eigentlich, Fräulein Berkowitz? Es ist mir peinlich, dass Sie meinetwegen irgendwo unterschlüpfen mussten. Ein schrecklicher Gedanke, dass Sie unten auf dem alten Sofa liegen, es ist für Sie ja viel zu kurz." Sein Blick mass ihre grosse aufrechte Gestalt: „Da müssen Sie ja ganz krumm liegen."

„Das macht nichts, ich werde schon wieder grade." Sie reckte sich, ein Lächeln erschien dabei auf ihrem ernsten Gesicht.

Nun sah er erst, dass sie schön war, nicht im gewohnten Sinn schön, dazu waren die Züge nicht kein genug, aber grossgeschnittene Züge, Augen, deren offener Blick ihm sympathisch war. Wunderschöne Augen, so dunkel und doch hell. Er gab ihr die Hand: „Also Dank, herzlichen Dank! Ich werde Sie aber nicht allzu lange mehr aus Ihrem Zimmer und Ihrem guten Bett vertreiben."

„Wieso?" Sie sah ihn aufmerksam an: „Passt es Ihnen hier bei mir nicht?"

„Doch, bei Ihnen schon." Nun lächelte auch er, wurde aber gleich wieder ernst. „Sie werden es vielleicht verstehen, Fräulein Berkowitz, dass ich die Güte meiner Eltern nicht auf die Dauer in Anspruch nehmen kann. Ein längst erwachsener Mensch, und noch den Eltern auf der Tasche liegen?!"

„Nein, das können Sie auch nicht."

„Bezahlt nehmen wollen sie nichts, ich habe meinen Vater schon oft gedrängt, er sagt: ‚Behalte dein Geld.' Ich darf gar nichts mehr davon sagen. Es geht überhaupt nicht, ich kann hier ja nichts tun. Ihr alle arbeitet, und ich? Nein, ich halte das nicht aus!"

„Aber so arbeiten Sie doch auch. Hier ist so viel zu tun. Wenn ich Sie wäre" — sie mass ihn mit grossem Blick von oben bis unten —, „dann wüsste ich, was ich täte."

„Was denn?!" Er griff hastig nach ihrer Hand: „Noch einen Augenblick, bleiben Sie, bitte! Was denn, was denn?!"

„Das müssen Sie selber finden. Wenn ich es Ihnen sage, hat es nicht den gleichen Wert." —

Selber finden, sagte sie? Sie hatte recht — selber finden. Ein kluges Mädchen. Und wie stolz sie genickt hatte, als sie das Zimmer verliess. Nun machte er den Brief auf, er hatte ihn ganz vergessen gehabt. „Mit freundschaftlichem Gruss Ihre Frieda Seehoff" — er las die Unterschrift zuerst. Vor wenigen Wochen hatte er ihr erst geschrieben, und nun schon eine Antwort von ihr da? Was hatte sie ihm denn mitzuteilen? Es mutete ihn plötzlich an, als sei dieser Brief von Bedeutung. Und das war er auch. Bei Frau Seehoff war eine Nachricht ihres Bruders eingetroffen.

„Sehen Sie", schrieb sie, „ich sagte es Ihnen ja, dass mein Bruder sich übernimmt. Er muss sich schlecht fühlen, er schreibt von Leberleiden und eventuell Karlsbad. Aber er hat kein Vertrauen zu den Ärzten drüben, nur zu deutschen Ärzten. Er will nun eine Berühmtheit in Berlin konsultieren und bei der Gelegenheit sich einen jungen Mann suchen, den er mit nach drüben nimmt und ihn einarbeitet, sich zur Entlastung. Da habe ich an Sie gedacht, lieber Herr von Pfahl. Hier werden Sie schwer Beschäftigung finden, eine sichere Anstellung noch viel weniger, und ich glaube in der armen Louisa Sinn zu handeln, wenn ich Sie meinem Bruder in Vorschlag bringe. Er kabelt mir noch von unterwegs, wann er hier ankommt, und vielleicht, dass Sie sich ihm dann vorstellen. Wie denken Sie darüber? Überlegen Sie sich die Sache und geben Sie mir Bescheid."

Er las nichts weiter. Überlegen, was gab es da noch lange zu überlegen? Natürlich wollte er! Und brennend gern. Bolivien, das Land ihrer Sehnsuchtsträume! Auf einmal war Louisa wieder bei ihm. Sie führte ihn an der Hand: die Hauptstrasse von Cochabamba, Coches jagten, schöne, farbig gekleidete Frauen darin, Mulas trabten, in breiter Front ihres Vaters Almacen, einem prachtvollen Palacio gleichend, Säulenarkaden, Marmor, wedelnde Palmen, Kamelienbüsche, nie bewölkter Himmel in strahlendem Blau, Duft von Orangen und Myrten. Hinter dem weissen Berg, dem Gipfel der Sierra, neun goldene Sterne, aufgehende Sonne und der Flugbereite Kondor aus Boliviens Wappen, der den Lorbeerzweig im Schnabel hält. Dahin! Sollte, konnte es jetzt



Wahrheit werden?! Und was drüben von ihm gefordert wurde, das würde er lernen, er traute sich's zu. O diese gute Frau Seehoff! Sofort an sie schreiben, sich bedanken, sie bitten, bei ihrem Bruder für ihn zu sprechen. Was waren Schwierigkeiten in Bolivien gegen die auf Hog-Island? Was er dort überwunden hatte, ganz allein, ohne Hilfe, das würde er, selbst im noch unerschlossenen Bergwerk der Kordilleren, wenn es sich etwa darum handeln sollte, leicht überwinden. Und nicht umsonst hatte er damals Spanisch gelernt — wo war doch sein altes Lehrbuch? Die Mutter hatte alle seine Bücher unten in ihrem Zimmer im Bücherregal aufgestellt, er hastete hinunter, stand vor dem Regal und suchte. Viele Bücher — wozu all diese Schulweisheit? Ungeduldig schob er die Bände hin und her.

„Was suchst du?" fragte die Mutter.

„Mein spanisches Lehrbuch. Du weisst doch, es lag immer auf meinem Tisch."

„Da ist es ja!" Sie zog es aus der unteren Reihe und sah ihn verwundert dabei an.

„Ich muss lernen, mein Spanisch wiederholen!" Schon schlug er die erste Seite auf, las und war sogleich vertieft; wie mit bekannten Augen sahen die spanischen Worte ihn an, er wusste doch noch mancherlei.

„Willst du wieder Spanisch treiben?"

Es war ihm, als ob die Mutter ihn durchschaue — war nicht etwas wie Unruhe in ihrem Ton? Nun, sie musste es ja doch einmal erfahren. Dann lieber gleich. Ach, die arme Mutter! Aber hatte sie denn gedacht, ihn ewig hier zu behalten? In diesem Winkel, in dieser engen Begrenztheit, grau wie das ganze Deutschland. Oh, dieses graue Deutschland mit dem Himmel voll grauer Sorgen über sich! Gewiss, die Mutter würde es wohl schon ahnen, dass er sich fortsehnte, und sie war viel zu selbstlos, um ihm nicht einen blaueren Himmel zu wünschen. Aber er erschrak doch, als sie nun fragte: „Willst du fort? Schon wieder fort!" Es war ein leises Zittern in ihrem Ton.

Er kniete bei ihrem Stuhl nieder, legte den Kopf an ihre Schulter, genau so wie der Knabe es einst getan hatte, wenn er etwas erbitten wollte. Heute kam er sich barbarisch, ja grausam vor, er fühlte ihr schweres Atmen, sie war in Angst. „Mutter, hast du denn wirklich gedacht, ich würde für immer hier bleiben? Das kann ich doch nicht. Es ist mir nun einmal bestimmt, zu wandern. Ich muss wieder fort."

„Aber so weit doch nicht", sagte sie leise.

„Ich dachte schon daran, abermals Wächter zu werden auf Hog-Island. Die Idee ist nun aufgegeben. Es ist möglich, dass ich nach Bolivien gehe zum Bruder von Frau Seehoff. Ich habe eben einen Brief von ihr bekommen. Er kommt jetzt herüber, er sucht eine Hilfe, sie schlägt mich vor. Ach, Mutter" — aufspringend fasste er ihre beiden Hände nnd zog sie zu sich empor — „freu du dich doch auch für mich, dass ich aus Deutschland herauskomme! Deutschland ist kein Land, in dem ich leben kann — keine Arbeit, keine Aussichten. Ich weiss nicht, wie es kommt, ich bin hier immer so traurig, wie ich es kaum auf Hog-Island war."

„Es wird wieder anders hier werden." Sie strich ihm das Haar aus der Stirn. „Ihr dürft nur nicht alle die Flinte ins Korn werfen. Wie kann es einer Mutter gut gehen, wenn ihre Söhne sie verlassen? Du darfst nicht sagen, es liegt an Deutschland, an dir selber liegt es. Du musst ausharren, hoffen. Ach, mein Sohn, wie lange habe ich geharrt und gehofft, aber ich habe geglaubt. Darum habe ich dich ja auch wiederbekommen." Sie hob sich auf den Zehen und legte ihre Arme um seinen Hals: „Du darfst nicht gehen. Aber nicht meinetwegen sollst du bleiben — ich habe dich ja gesehen, ich habe dich gehabt, Tage, Wochen, Monate. Es war eine glückliche Zeit!"

„Aber für mich nicht." Er machte sich fast unsanft von ihren Armen frei. „Mutter, du darfst mich nicht quälen. Mach mir's nicht so schwer, wieder zu gehen. Ja, ich liebe dich, ebenso wie du mich liebst, aber sage selber, was soll ich hier?! Vaterland — ist das ein Vaterland, das seinen Söhnen nur Enttäuschungen gibt?"

„Sei still!" Sie legte ihm die Hand auf den Mund. „Wir wollen uns darüber nicht entzweien. Mein Glaube an Deutschland steht unerschütterlich fest, hat auch niemals gewankt. Ja, wir haben den Krieg verloren, wir haben auch noch viel andres

verloren, aber es kommt doch der Tag, an dem unsere Hoffnung zur Gewissheit wird. Deutschland hat seinen Stern, und der geht auch auf." Ihre Wangen waren gerötet, in ihren Augen leuchtete eine grosse Zuversicht.

Er bewunderte sie: war sie nicht eine starke Frau? Ja, ganz so wie der Vater sagte. Und doch musste er sie enttäuschen. Sollte er es jetzt nicht gleich sagen: und ich gehe doch, und sobald als nur möglich.

Als ob sie seine Gedanken erriete, sagte sie: „Nun, dann geh nach Bolivien, ich will dich nicht daran hindern. Es ist ein Glück für dich, meinst du?" Sie lächelte und sah ihn so liebreich an, dass es ihm weh ums Herz wurde. „Dein Fortgehen zum drittenmal ist kein gleich schweres für mich, und für den Vater auch nicht. Du bist ein Mann geworden, du weisst, was du willst." Das klang ganz ruhig, kein tränenverschleierter Klang war in ihrer Stimme, und doch fühlte er Schmerz darin. Aber wusste er denn so genau, was er wollte? Er wollte Arbeit — welch ein Glück, dass sich ihm Bolivien bot — und doch war es ihm, als hielte ihn hier etwas fest. Die alten Eltern verlassen?! Wenn er einmal wieder herüberkam, waren sie tot, einsam gestorben, denn auch Magdalene würde nicht immer bei ihnen bleiben. Jung und begehrenswert; wenn sie einen Mann fand, den sie liebte, dann ging auch sie fort, das war natürlich. Ihn dünkte sein drittes Scheiden schrecklich. Nur ein Trost war dabei, und nach dem griff er hastig: „Wenn ich erst drüben fest sitze, dann schicke ich euch das Reisegeld, dann kommt ihr nach. Wie gut sollt ihr's bei mir haben — leichterer Himmel, goldenere Sonne — Mutter, wie wird dir das gut tun!" Er drückte ihr die Hände. „Die Reise ist gar nichts, die ist bequem, ich komme euch bis zum Hafen entgegen. Und dann die Freude! Mutter, versprich mir's, ihr kommt mir nach!"

Sie schüttelte den Kopf, mit Lächeln verneinend: „Das verspreche ich dir nicht. Kann es gar nicht versprechen, denn mein Herz bleibt hier, meine ganze Seele. Die ist deutsch und bleibt deutsch. Und wäre ich auch noch jung genug für ein fremdes Land, nicht viel älter als du, ich ginge doch nicht. Alt oder jung, in Deutschland muss ich leben und sterben."

Das erschütterte ihn.



18. Kapitel

Der Hof des Besitzers Berkowitz lag nur eine halbe Stunde jenseits; man sah ihn deutlich liegen vom Grenzgraben aus, so deutlich, dass man sich durch Zeichen hätte verständigen können. Ein dreimal winkendes Fähnchen bedeutete: „Komm herüber", ein weisses flatterndes Tuch: „Es geht uns gut". Aber das war bald verboten worden: keine Konspirationen! Die Grenzbehörde passte scharf auf. Die Familie Berkowitz war ohnehin unter Kontrolle zu halten; nicht umsonst hatte der verstorbene Besitzer sich als eingefleischter Deutscher aufgespielt.

An ihren Vater dachte Magdalene, als sie heute den weissrotgestrichenen Grenzpfahl passierte und dem Grenzwächter in Uniform ihren Schein vorwies. „Nurr bis Abend", sagte der und lachte dabei. Sie erwiderte seinen Abschiedsgruss nicht, sie wandte den Blick ab: wie konnte sie einem freundlich sein, der vielleicht dabei gewesen war, als man ihren armen Vater ums Leben brachte. Und das hatten sie getan, wenn es auch abgeleugnet wurde nachher. Es hiess, der Besitzer Berkowiecz habe sich selber umgebracht, Schulden halber. Er hatte keine Schulden. Er war nicht reich gewesen, aber auch nicht arm und hatte eine gute Ernte auf dem Halm. Aber er hatte sie gegen sich aufgebracht „Berkowiecz" sollte er nun heissen, aber er schlug auf den Tisch: „Berkowitz ist mein Name und bleibt mein Name." Und wie konnte der Mann sich selber ein Messer so tief in den Leib stossen, dass er daran verblutete in der Dunkelheit auf dem Stückchen Hof zwischen Stall und Haus?!

Die Tochter hatte ihn da gefunden, als sie, verwundert über sein langes Verbleiben im Kuhstall, hinauslief: „Vater, wo bist du?" Plötzlich ängstlich geworden, laut rief: „Vater, Vater!" Ein Knippek war es gewesen, das kurze scharfe Messer, das so schnell aus dem Sack fährt, aber lang genug ist, um, tief hineingestossen, zu töten. Sie hätte es beeiden können, aber sie war damals noch nicht alt genug, um den Eid leisten zu dürfen. Und die Mutter wusste von nichts, die lag krank im Bett. Oh, furchtbares Erleben, nie, nie würde sie das vergessen und wollte es auch nicht vergessen. Darum war sie auch nicht bei der Mutter geblieben, sie konnte es nicht, sie gewann es nicht über sich, denn immer noch lag zwischen Haus und Stall auf dem blutigen Pflaster der Vater.

Mit herbgeschlossenen Lippen, den Kopf im Nacken, schritt das Mädchen stumm an den Uniformierten vorbei Ein zweiter war noch aus dem Wachtlokal herausgekommen, nun fluchten sie hinter der stolz Schreitenden drein, und der eine schrie höhnend: Padam do nóg." Diese Niemka, die sollte heute abend nur zurückkommen, wenn es schon dunkelte, dann würde man sprechen: „Mein Täubchen, ein Küsschen"! Und wenn sie's nicht tat, die Hochmütige, dann sollte sie erfahren, was ein Mann kann, wenn ein Mädel nicht freundlich ist.

Magdalene schritt rasch dahin. Nun ging sie schon über väterliches Feld. Ihre Stirn krauste sich: hier sah's gar nicht gut aus, der Acker voller Steine, viel Melde und anderes Unkraut. Wie kam das, war der Bruder Peter untüchtig und faul? Ein Knecht war doch auch da. Ach, die Mutter kam wohl doch nicht zurecht, je länger, desto weniger nicht! Es wäre gewiss der Tochter Pflicht, zur Mutter zurückzukehren, als Älteste der Kinder ihr beizustehen. Aber wie schwer, die Pfahls verlassen zu müssen! Mit fünfzehn Jahren zu Fremden in Stellung gegangen, Haustochter genannt und doch nur ein Dienstbote, und dann bei den Pfahls eine wirkliche Tochter, geachtet, geliebt. Und auf deutschem Boden, wenn der auch gefährdet war. Warum war man auch nicht energisch genug, hielt sich die drüben besser vom Leibe? Die kamen immer näher heran, rührten sich

emsig, und der Deutsche träumte, träumte von besseren Zeiten, rührte aber selber sich nicht genug. Warum sagte der Sohn, dieser junge stattliche Mann, warum sagte er nicht: Ich bleibe. Ich will helfen ein Bollwerk aufrichten, helfen gegen die da drüben. Der alte Herr meinte es gut, der lehrte die Jungen sich wehren — aber waren wohlbestellte Äcker, unermüdlich fleissige Hände, glückliche deutsche Männer und Frauen mit vielen Kindern nicht noch eine bessere Wehr?

Sie liess ihre Blicke schweifen. Was sie an Land vor sich sah, war alles gut bestellt, die Äcker weit besser imstande als die der Mutter. Und ganz in der Ferne, nicht mehr recht, sichtbar, aber sie ahnte es ja: eine Menge Schornsteine von Brennereien und Fabriken. Sie erschrak darüber. Und dann wendete sie den Kopf, sah wieder zurück: Wald, Wald, noch nicht urbar gemachte Heide und Sumpfgelände. Es durchfuhr sie wie Schmerz: ach, dass sie nicht ein Mann war, selber zugreifen konnte! Wenn sie es ihm doch sagen könnte, so sagen dürfte, wie es ihr am Herzen lag, damit er einsah: nein, ich darf nicht fortgehen, ich muss hierbleiben'. Sie atmete kurz auf und blieb dann plötzlich stehen wie in einem Schreck: zu traurig für seine Mutter, wenn er wieder fort ging, zu traurig für den Vater und auch traurig für — sie stockte. Dann sagte sie laut: „Und für mich."

— — —

Magdalene war nicht sehr lange bei ihrer Mutter geblieben, trotzdem sie voller Freude von ihr empfangen wurde: „Also da bist du ja — endlich, Magduscha! Warum kommst du so selten? Nur ein und eine halbe. Stunde hierher, du aber tust, als wären es ebenso viele Tage!"

„Du hast mich dringend sprechen wollen, Mutter", sagte die Tochter kühl; es verletzte sie: warum Magduscha, sie hiess doch Magdalene?! Und warum, wenn sie einmal nach Hause kam, sass hier ein Mann, den sie nicht kannte, da, wo der Vater immer gesessen hatte, und streckte seine Füsse lang unter den Tisch, tat, als wäre er ganz daheim hier?

„Unser Nachbar, Herr Jezierski", sagte die Mutter, und dann vorstellend: „Dies ist nun die Tochter, von der ich dir sagte, Jezierski!"

Du, du —? Und so vertraut?! Magdalene staunte. „Wo ist denn der Peter? Wann kommt er, ich möchte den Bruder doch auch gern sprechen."

„Ach, habe ich dir das denn noch nicht geschrieben?" Die Frau seufzte: „Lieber Gott, man hat eben jetzt zuviel im Kopf! Der Peter ist ja bei den Soldaten."

Nun wurde die Tochter rot, ihr schoss es heiss zu Kopf — der Peter bei den Soldaten? Ach, er war von der fremden Macht eingezogen worden, er war ja jetzt zwanzig! „Was würde der Vater dazu sagen?!" Sie schrie es laut heraus.

Der Frau schossen die Tränen in die Augen: „Es ist nun einmal nicht anders, man muss sich dreinfinden. Es kam mir auch schwer genug an. Und dass unsere Kinder nun in der Schule nicht mehr Deutsch sprechen dürfen und lernen, und nicht die deutsche Religion, das ist auch schwer."

„Gott ist überall gleich", sagte Jezierski und griff nach der Hand der Frau, die noch immer hübsch war und stattlich: „Ruscha, beruhige dich, du wirst auch mit mir ganz glücklich."

Die Tochter stand wie gelähmt; jetzt wusste sie, warum die Mutter sie so dringend zu sprechen gewünscht. Sie sagte kein Wort.

„Ja", sprach die Frau verlegen, „so ist es. Ich wollte es dir lieber mündlich zu wissen tun. Du wirst es begreifen, Magduscha, der Sohn eingezogen, mit Knechten ist's nicht getan, es ist zu schwer für eine Frau nur allein. Nachbar Jezierski ist mir früher schon oftmals beigesprungen, nun ist seine Frau gestorben, und die Ernte will bestellt und eingebracht sein. Der Acker verlangt einen ständigen Herrn, wir werden in vierzehn Tagen drum Hochzeit machen. Darf ich dich einladen dazu, meine Tochter? Viel feiern werden wir nicht, es ist mir nicht drum." Jetzt weinte sie laut.

„Nun, nun", sagte der Mann und legte den Arm um ihre Schultern. Er hatte ein gutmütiges Gesicht, das fand auch Magdalene, aber es wurde ihr schwer, ihm die Hand zu geben. Der, der nun an ihres Vaters Statt?! —

Die Mutter hatte traurigen Abschied von ihr genommen; dass die Tochter ihr es ablehnte, zur Hochzeit zu kommen, das tat ihr weh.

Magdalene brauchte keinen Vorwand, sie sagte sogar: „Mutter, in deiner schwierigen Lage tust du vielleicht klug. Er scheint ja auch ein ganz guter Mann, und es ist ihm gewiss nicht bloss um den Hof zu tun. Aber ich kann doch nicht kommen — nein, zu der Hochzeit nicht!"

Die Frau weinte bitterlich, sie küsste die Tochter viele Male: „Es ist mir auch schwer, das kannst du mir glauben. Aber der Acker verlangt es, ich kann ihn nicht schlecht bestellt lassen. Hätt' ich doch lieber alles verkauft, damals nach Vaters Tod, aber ich wollt's nicht in die Hände der Fremden geben. Nun muss ich mich selber noch obendrein geben."

Als die Tochter von der weinenden Mutter schied, weinte sie nicht, nun aber weinte sie. Fast blind vor Tränen stolperte sie durch abendlich werdende Felder; kein Mensch mehr in Sicht, sie konnte ungesehn weinen. Heiss lief es ihr übers Gesicht und tropfte zur Erde, sie beugte sich nieder und raffte eine Handvoll der Ackerkrume auf: „Oh, du einst deutsche Erde, wann, wann wirst du wieder ganz deutsche werden?!" Ein Jammer war in ihr, ein grosses Leid. Aber nicht allein um diese verlorene Erde, die ihr so teuer war, weinte sie und nicht nur um ihre Mutter, sie weinte auch, dass er wieder fortgehen wollte. Ach, dass sie ihn doch hier halten könnte!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Wenn du hier bliebest, würde ich mich freuen", sagte der Major. „Aber wenn du es vorziehst, wieder zu gehen, nun dann geh, ich kann und werde dich nicht halten." Er sagte es mit ruhiger Stimme, aber es arbeitete dabei in seinem Gesicht. Sein in früherer Zeit fester, oft fast grausam fester Mund war weicher geworden; jetzt zogen sich dessen Winkel schmerzlich abwärts.

Der Sohn sah wie gebannt auf diesen Mund, der sprach von bitterer Enttäuschung. Hätte der Vater im alten harten Ton gesprochen, so wäre es viel, viel leichter gewesen, zu sagen: „Ich gehe."

„Die Mutter hat mir von deinen Plänen erzählt", sprach der Major weiter. „Du willst nach Bolivien. Bewirbst dich um eine Stellung dort."

„Jawohl."

„Wenn der Bruder von Frau Seehoff wirklich ein so guter Deutscher geblieben ist, wie sie immer erzählte, wundert es mich doch, dass er uns, gerade jetzt, einen Menschen fortnimmt, auf den Deutschland ein Anrecht hat."

„Wieso, Vater? Ich verstehe dich nicht. Ich finde in Deutschland mein Fortkommen nicht, ich muss es also woanders suchen. Ich bin Frau Seehoff unendlich dankbar für ihre Vermittlung, ich werde alles daransetzen, herüberzukommen. Die Atmosphäre ist in Deutschland, ist hier zu drückend. Und so gar kein Weiterkommen, gar keine Hoffnung."

„Stille vor dem Sturm", warf der Vater ein.

Der Sohn hörte das gar nicht. „Mag sein, dass es in grossen Städten, im Brennpunkt des Lebens anders ist, aber dahin zurückzukehren graust es mich auch. Nein, auch da könnte ich nicht mehr sein, nicht noch einmal all das erleben, was ich da erlebt habe, nicht noch einmal die Jagd mitmachen. Überall dasselbe, man ist nicht Jäger, man ist das Wild, das von der Angst gehetzt wird um sein bisschen elende Existenz. Vater, ich sage dir, die zwei Jahre auf meiner Insel waren nicht so schwer wie das Leben hier. Hätte ich sie nicht gehabt, ich wäre auch nicht so zu euch zurückgekommen, wie ich trotz allem zurückgekommen bin. Du weisst ja gar nicht, durch was ich alles gegangen bin."

„Ich weiss genug. Du brauchst mir nichts zu erzählen." Der Major machte eine ablehnende Handbewegung. „Ich habe mehr Angst um dich gehabt als du denkst,

grössere als deine Mutter. Sie hielt dich für stark genug, allem Übel zu trotzen, hat fest auf das Gute, das Edle in dir vertraut. Bei diesem Edlen möchte ich dich heute fassen. Ich sage nicht: tu's deiner Mutter zuliebe, tu's mir zuliebe, dass du die Idee mit Bolivien aufgibst — schon einmal hat die dich ins Unglück geführt, denk an Louisa! — ich sage dir: tu es der Heimat zuliebe."

„Aber was hat denn die Heimat von mir? Ich bin nicht reich, ich kann ihr nichts geben, kann dem armen Deutschland kein Brot, keine Arbeit schaffen. Ich möchte es ja — ah, wenn ich das könnte, dann ginge ich selbstverständlich nicht fort. Es ist das herrlichste Gefühl, Retter zu sein!"

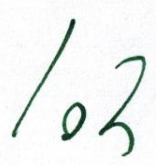
„Retter im eigenen Haus!" Der Major nickte und lächelte dann ein wenig: immer noch Träumer, Phantast und dazu noch ein Brausekopf. Ein Sohn, der die Tür hinter sich zuwirft. Nur, dass er, der Vater, diesen Sohn jetzt besser verstand. Er legte seine Hand auf den Arm des Sohnes und liess sie da ein wenig mit sanftem Druck: „Überleg es dir noch einmal!" Hans-Joachim glaubte die Stimme seines Vaters noch nie so gehört zu haben. „Die Mutter sagt, du hoffst, wir werden dir nachziehn — o nein, mein Sohn, hier bin ich und hier bleibe ich. Es hat mich Mühe gekostet, bis hierher zu finden — Kaiser und Reich, das steckt einem Offizier in den Knochen. Ich habe mich durch viel Bitternis durchgekämpft. Gott sei Dank, nun bin ich soweit, habe das Alte hinter mich geworfen, gehe dem, was da kommen wird, kommen muss, mit Mut und Hoffnung entgegen. Wir brauchen Ruhe, aber dass wir diese Ruhe haben, nicht in der Nacht aus dem Schlaf auffahren müssen, zitternd um Land und Volk, siehst du, mein Sohn, dafür zu sorgen ist eure, der Jugend verdammte Pflicht und Schuldigkeit." Seine Hand drückte stärker, Hans-Joachim fühlte sie auch heute noch wie Eisen.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Sohn ging durch den schweigenden Wald. Die Unterredung mit dem Vater, so friedlich sie auch an sich gewesen war, hatte ihn tief verstimmt. Was wollten sie alle von ihm mit ihrem ewigen „Bleibe"? Sie quälten ihn doch damit. Es quälte ihn ja sowieso, dass er sie allein lassen sollte in ihrem Alter und ohne Schutz. Die Grenze so nah, täglich unliebsame Vorfälle. Und wenn es auch nur Schauermären waren, hüben wie drüben gleich müssig erdacht und weitererzählt, es lag wie Sturm in der Luft. Hatte er dessen Nahen nicht immer seltsam verspürt auch auf der Insel? Kein lautes Sausen, noch kein schwarzes Gewölk mit feuerfarbenen Rändern, noch kein Gekreisch der Sturmvögel, aber unruhig schon ihr klatschender Flügelschlag und unruhig sein Puls. Es jagte ihn etwas hinauf zur Klippe: war auch sein Blinklicht noch fest genug verankert? Und hier, war's hier nicht auch wie auf der Insel, umdroht und umwettert? Fortziehen würden die Eltern nicht mehr — alte Bäume verpflanzt man nicht. „Alt oder jung, in Deutschland muss ich leben und sterben" — es war schön, wie die Mutter das gesagt hatte!

Er stand plötzlich still, er war rasch gegangen, das hatte ihm gut getan bei seiner inneren Unruhe. Er sah sich um: schön war es doch auch hier. Viel schöner, als er es anfangs für möglich gehalten hatte. So war es ihm auch auf der Insel gegangen, erst Schauer, Entsetzen, Verzweiflung — und dann doch Liebe. Wie schwer war es ihm geworden von dort zu scheiden! Und wenn er jetzt von hier scheiden würde? Er sah Magdalenens klare Augen sich trüben. Ob sie ihm zürnen würde, dass er floh? Eine Flucht würde sie's nennen. Sie war auch so wie die Mutter: deutsch sein, deutsch bleiben. Dass die Frauen doch so treu sind!

Er holte tief Luft, sog den Mischduft von Wald, Wasser und Acker ein, den Duft deutscher Erde. Diesen Duft hatte Magdalene auch in ihren Kleidern, die noch bei ihm hingen, er sog ihn jedesmal ein, wenn er die Schranktür aufmachte. So frisch, so rein. Sie war heute zu ihrer Mutter gegangen, er hatte sie das Haus verlassen sehen. Sie ging in Eile, ihr Gesicht war gerötet, ihr blaues Kleid wehte, sie hielt den Hut in der Hand, ihre Flechten, im Nacken zusammengesteckt, glänzten, sie trat zu mit kräftigen Schritten. Er hatte gefragt: „Können Sie denn so allein gehen?" Da hatte sie ganz verwundert gesagt: „Natürlich."



Nun aber wurde es Abend. Er ging ihr entgegen. Ein mit Kiefernnadeln bestreuter Waldweg; hoch über Wellen von Hügeln lief der dahin, schmal und verschwiegen. Ein Specht hämmerte, Wildtauben gurrten, ein Eichhörnchen schwang sich von Kiefer zu Kiefer. In letzter, schon verschwindender Sonne die harzreichen Stämme rot durchglüht, herrlich duftend. Ein Zauber umfing ihn stark — warum war er nur hier noch niemals gegangen? Ein Weg, um ihn zu gehen mit einer, die man lieb hat.

Schweigen, Einfachheit der Natur und gerade darum auch gross. Oben welliges Waldgelände, unten der See; grosse weissstämmige Birken hingen ihre Zweige zärtlich darüber, der Wasserspiegel blickte zwischen ihnen hindurch wie ein grosses lächelndes Auge. Himmlische Reinheit der Luft. Der einsam Wandernde sehnte sich plötzlich. Sehnte sich nach dem Weibe. Aber nicht wie in jenen quälenden Stunden der Nacht auf Hog-Island. Jetzt war es eine ganz andere Sehnsucht, nicht nach der Hingabe des Leibes allein, mehr noch, viel mehr noch nach der Hingabe einer Seele, die voller Verständnis, voller Nachsicht, voller Geduld ist, voll all der stärkenden Treue, die nur eine Gattin besitzt. Denn war das, was er bis jetzt von Liebe erfahren hatte, wohl die Liebe gewesen, die eine Ehe schliesst und zusammenhält, die Kinder schenkt, denen Vater und Mutter ein Vorbild sind? Das war beneidenswert, wie die Eltern ineinander aufgingen. Es hatte Zeiten gegeben, da hatte die Mutter unter dem Vater gelitten — oh, er erinnerte sich noch gut — aber ihre Treue hatte standgehalten, hatte den Mann zu einem glücklicheren Menschen gemacht. Vielleicht, dass er, wenn solch eine Frau ihm zur Seite ginge, auch so wurde: glücklich. Dieser Frau aber, ehe sie sich an ihn band, musste er sein Tagebuch von Hog-Island geben: „Da, lies es!“ Der Mutter hatte er es nun doch nicht gegeben — er war ja lebend zu ihr zurückgekehrt — aber die, die sich für ein langes Leben ihm zugesellte, die musste das alles wissen. Und noch viel mehr. Deutlich sah er eine Gestalt vor sich gehen, auf ihren Flechten lag Glanz, auf ihren Wangen Röte, rüstig schritt sie dahin, sie hatte einen beschwingten Gang. Und sie blickte nach ihm, nickte, lächelte — ach, sie würde ihm doch nicht entschwinden?! Er streckte die Hände aus.

Der lange Träumerweg war plötzlich zu Ende gegangen, Hans-Joachim war aus dem Walde getreten. Da war jetzt die Lichtung, da der Grenzgraben, der Schlagbaum, das Weiss und Rot, und Felder, abendlich gewordene einsame Weiten — und da, was war das?!

Heftige Stimmen. Streit? Die Männer brüllen vor Lachen. Eine Frau wehrt sich, ein blaues Kleid weht, Flechten sind heruntergerissen — sie sträubt sich mit aller Kraft — der eine schlingt die Arme um sie, sein Mund sucht den ihren — ein Schlag ins Gesicht antwortet ihm. „Niemka, haltet die Niemka!“ Der zweite springt zu, hält ihr die Arme fest. Sie hat sich bis dahin stumm verteidigt, die Zähne zusammengebissen, nun schreit sie laut: „Hilfe!“ — — — — — — —

„Ich danke Ihnen, danke“, ächzte atemlos Magdalene. „Bitte, nur einen Augenblick noch!“ Der Schreck war ihr in die Knie gefahren. „Sie bekommen, uns nun ja nicht mehr!“

Sie waren eine grosse Strecke gelaufen, auf die deutsche Seite hinüber, zurück in den Wald, und immer tiefer hinein, in ihm nur war Deckung. Denn von drüben her knallte noch Schuss auf Schuss und drohende Stimmen schimpften wütend. Eine Kugel klatschte in die Blätter des Busches hinein, hinter dem sie standen.

„Beinah“, sagte der Mann und fasste nach seiner Schläfe; er hatte es am Kopf vorbeisausen gefühlt, ein Büschel Haare war mitgerissen. „Nun wird's durch alle Zeitungen gehen: unerlaubte Grenzüberschreitung, Versuch eines Deutschen, heimlich über die Grenze zu kommen. Die Wächter beschimpft, tätlich angegriffen, den einen von ihnen zu Boden geschleudert, den anderen durch einen Tritt schwer verletzt — und was sie noch alles erfinden werden.“ Er lachte grimmig. „Aber dass sie ein wehrloses Mädchen frech angepackt haben, davon kein Wort!“

„O Herr von Pfahl, Sie kamen zur rechten Stunde, o Gott sei Dank!" Sie zitterte noch. „Wie kamen Sie nur her, gerade hierher?"

„Ich ging Ihnen entgegen, es trieb mich dazu. Ich hatte Unruhe Ihretwegen!"

Sie zitterte stärker, in ihr erblasstes Gesicht schoss eine Blutwelle.

Er sah sie lange und aufmerksam an: was für ein schönes und reines Gesicht trotz aller Verstörung.

„Mein Kleid ist zerrissen. Oh, meine Haare!" Verlegen fasste sie nach ihren Flechten, lang hingen ihr die herunter. „Wie sehe ich aus!"

„Lieb", sagte er, „mir sehr lieb so!" Er legte seine Hand unter ihr Kinn, hob ihr gesenktes Gesicht so zu sich empor. „Aber Sie haben ja geweint, Magdalene, haben die Kerle Ihnen so weh getan?"

„Die —?!" Ihr Ton war verächtlich: „Nein. Etwas ganz anderes. Oh, meine Mutter!" Sie schluchzte laut auf.

Am liebsten hätte er jetzt den Arm um sie gelegt, sie tröstend an sich gezogen.

Sie aber machte sich frei, hielt nur seine Hand fest und beugte sich über die; er fühlte ihre Tränen, „Meines Vaters Land musste fremdes Land werden. mein Bruder musste fremder Soldat werden — das Geschick war ihnen bestimmt —, aber muss meine Mutter jetzt auch noch diesen Fremden zum Ehemann nehmen? Das schmerzt mich zu tief. Bleiben Sie hier, Herr von Pfahl!" Sie sagte es hoch erregt, leidenschaftlich bewegt von Zorn und Liebe, esflammte in ihren noch weinenden Augen: „Gehen Sie nicht fort von uns! Wir brauchen Sie!" — — —

Wie im Traum wandelten sie den Weg zurück, den er auch vorhin traumbefangen, sehnsüchtig gegangen War; aber jetzt war er nicht mehr allein. Dicht nebeneinander gingen sie auf dem schmalen Pfad. Als der noch schmaler wurde, legte er den Arm um ihre Schultern, und sie liess es geschehen. So war sie noch nie mit einem Mann gegangen, und das erkannte auch der, der jetzt so dicht bei ihr ging, dass er ihre warme Brust nah seiner Brust fühlte und den raschen Schlag ihres Herzens. Eine hohe Freude überkam ihn dabei, die Freude am Besitz dieser einen, die ihm — das fühlte er ganz genau — schon jetzt gehörte, zu eigen war. Sie würde sich nicht besinnen, „Ja" zu sagen, auch wenn sie seine Bekenntnisse las. Lesen musste sie die — heute noch — ein grosses Vertrauen war in ihm und gar kein Bedenken. Wozu hatte er alles denn niedergeschrieben in verzweifelten Stunden? Um sich zu entlasten. Aber alles Alte ward erst ganz von ihm genommen, jede Qual der Erinnerung und jede Schuld, wenn er neu erstand, geboren aus dem starken Gerechtigkeitsgefühl eines ihn liebenden Weibes. Ein neuer Mensch in der alten Heimat. Aber auch die Heimat musste neu werden, und er, der ihr hatte entfliehen wollen, musste sie neu mitschaffen. Was hatte Magdalene gesagt, als er klagte: was soll ich tun? „Wenn ich Sie wäre, dann wüsste ich's. Aber ich sage es nicht, Sie müssen es selber finden."

„Ich kaufe uns Land hier, sei's auch im letzten Zipfel!" Nicht umsonst hatte er auf der letzten gefährdeten Klippe der Insel in Sturm und Nebel ein Blinklicht gehisst, er erkannte plötzlich, auch hier galt es eines zu hissen. Wie ein Traumbild, eine Phantasie entschwand ihm jene Insel im fernen Ozean, sie grüsste nur noch einmal herüber, um dann zu versinken für immer in seiner Vergangenheit. Eine andere Insel stieg auf, immer deutlicher und deutlicher sab er sie, sie hob sich aus Nebelgewoge und irrenden Träumen empor zu klarem und sicherem Tageslicht: die Insel unbeirrbarer Hoffnung, die Insel seiner Zukunft.

Fester umfasste seine Hand die Hand des Weibes neben ihm und drückte sie: „Magdalene, wir bauen uns an hier. Die ersten Siedler. Hast du den Mut dazu?"

Sie jubelte auf ohne alle Scheu: „Wir siedeln, wir siedeln! Geh du nur voran, dann finden auch andere sich an. Ein winziges Häuschen, ein bisschen Acker. Das meinte ich ja, aber selber musstest du darauf kommen. Nun ist es gut. Und ich werde dir helfen, ich darf dir helfen — oh, welch ein Glück!" Sie hob die Arme, schlang sie um seinen Hals, und er gab ihr den ersten Kuss.

Sie wanderten immer noch, sie gingen denselben Weg immer noch einmal. Sie hatten sich ja so viel zu sagen. Nicht Worte einer Leidenschaft, die schnell verrauscht, es waren Worte einer werdenden Liebe, die voller Vertrauen ist auf sich selber und auf den anderen auch. Sie machten ernst ihre Pläne. Sie mussten sich fest dabei aneinanderhalten, denn der Weg wurde dunkel und dunkler, der Wald schwarz und schweigend, vom fallenden Nachttau schlüpfrig der nadelbestreute Pfad. Welle auf, Welle ab, rauschende Wipfel zu Häupten, zu Füssen unten der See. Am Himmel zogen jetzt die ewigen Sterne auf. Sie sahen die golden blinken, und ebenso golden erschienen die unten im nächtigen See. Eine heilige Nacht. Eine Nacht voller Schönheit und Wunder für den, der im Herzen Glauben und Hoffnung hat. Sie hatten beides.

Ende